

Anton
Schulte



"So wurde
ich Christ"

EDIZIONE

Anton Schulte

So wurde ich Christ

Erzählungen

BRENDOW VERLAG

Dieses Buch ist ein auszugsweiser Nachdruck der unter der Bandnummer C 76 erschienenen Autobiographie „Nur ein kleiner Dicker“.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Schulte, Anton:

So wurde ich Christ: Erzählungen /

Anton Schulte. - Moers: Brendow, 1987.

(Edition C: C; 217)

ISBN 3-87067-298-6

NE: Edition C/C

ISBN 3-87067-298-6

Edition C, Reihe C Nr. 56617

© 1987 by Brendow Verlag, D-4130 Moers 1

Titelgestaltung: Sven Kaun / Werbeagentur Zeuner, Ettlingen

Printed in Germany

Inhalt

„Sind Sie derselbe Anton Schulte, den ich in einem amerikanischen Holzfällerlager kennengelernt habe?“ <i>Statt einer Einführung</i>	7
Müllergeselle, RAD-Mann, Fallschirmjäger, Kriegsgefangener <i>Die Vorgeschichte</i>	11
Als Landarbeiter in Schottland <i>Die Umkehr zu Christus</i>	20
Ein Christ tut seine ersten Schritte <i>Glaubenserfahrungen zwischen Kuhstall und Gemeinde</i>	32
Trümmerfelder und Stolpersteine <i>Erste Erfahrungen im Nachkriegs-Deutschland</i>	41
Zeltdiakon und Bibelschüler mit Hindernissen <i>Die ersten evangelistischen Gehversuche</i>	54
Als Zeltmeister bei „Jugend für Christus“ <i>Ich bleibe Bibelschüler mit „Nebenaufträgen“</i>	71

„Sind Sie derselbe Anton Schulte, den ich in einem amerikanischen Holzfällerlager kennengelernt habe?“

Statt einer Einführung

Der Sommer 1964 war noch das, was man damals unter einem Sommer verstand. In Württemberg jedenfalls waren die Julitage heiß. Auf den Fildern, südwestlich von Stuttgart, hatten wir zwei Missionszelte so zusammengebaut, daß eine Halle entstand, die etwa 2000 Menschen Platz bot. Die evangelische Kirchengemeinde in Ruit, die Landeskirchliche Gemeinschaft und benachbarte freikirchliche Gemeinden hatten mich zu dieser Evangelisation eingeladen. Ich war damals 39, und ich konnte mir nichts Schöneres vorstellen, als so vielen Menschen wie nur irgend möglich zu sagen, wo die eigentliche Wurzel ihrer Lebensprobleme lag, und ihnen Mut zu machen, es auch mit diesem Jesus zu wagen.

Und an den Abenden kamen sie: mit Bussen und Privatautos, aus der ganzen Umgebung. Am Ende der 14 Tage füllten sie das Zelt bis auf den letzten Platz. Und manch einer war darunter, der schon jahrelang keine Kirche von innen gesehen hatte, der sich aber von seinem Nachbarn hatte einladen und mitnehmen lassen. Die Zahl der Menschen, die sich in diesen Tagen entschlossen, ihr Leben Jesus Christus anzuvertrauen, wuchs ständig. Und im gleichen Ausmaß stieg die Bereitschaft der Christen, sich mit dieser Zeltmission zu identifizieren. „Das ist unser Zelt und unsere Arbeit“, sagten sie.

Die Tage waren angefüllt mit seelsorgerlichen Gesprächen, mit der Aufnahme von Rundfunkansprachen für unsere wöchentliche Rundfunksendung über Radio Luxemburg, und dazu kamen jene Spannungen und Kämpfe, aus denen ein Evangelist während eines solchen Einsatzes praktisch nie entlassen wird: Welche Themen sollte ich für die Abendansprachen wählen, wie ausführlich sie behandeln, welche Beispiele verwenden? Welches war in dieser Situation die geeignetste und wirksamste Weise, den Menschen die Gelegenheit zu einem seelsorgerlichen Gespräch anzubieten, um ihre Entscheidung für Christus festzumachen?

Zum Abschluß der Evangelisation — inzwischen hatten bei uns die Schulferien begonnen — kam auch meine Frau mit unseren beiden Söhnen Peter und Wilfried nach Ruit. Sie waren damals 11 und

9 Jahre alt, und wir haben immer jede Gelegenheit wahrgenommen, um als Familie zusammenzusein. Eines der großen Probleme im Leben eines Evangelisten ist ja die häufige Trennung von der Familie. Briefe und Telefongespräche können das einfach nicht wettmachen. Also hatte ich im Hospiz zwei Doppelzimmer reserviert, auf das eine Blumen, auf das andere eine große Schale mit Obst gestellt, und als Hermine dann endlich ankam, konnten die beiden Buben kaum verstehen, daß ich nicht alle drei gleichzeitig in die Arme nehmen konnte.

Außerdem brachte mir meine Frau einen Brief mit. Ein Mann aus der Nähe von Ansbach fragte darin:

„Sind Sie derselbe Anton Schulte, den ich während der Kriegsgefangenschaft in einem amerikanischen Holzfällerlager kennengelernt habe?“ Und dann fuhr er fort: „Ich kenne einen Anton Schulte, der spricht an jedem Mittwochmorgen in einer evangelistischen Sendung über Radio Luxemburg. Ich höre seine Sendungen jetzt schon viele Jahre. Aber ich habe gegen Ende des Zweiten Weltkrieges in amerikanischer Kriegsgefangenschaft auch einen Anton Schulte kennengelernt: in dem Holzfällerlager Red Bridge in der Nähe von Cane in Pennsylvanien. Bisher bin ich nie auf die Idee gekommen, diese beiden miteinander in Verbindung zu bringen. Aber jetzt habe ich Ihr Foto gesehen, und nun muß ich Sie doch fragen: „Sind Sie derselbe Anton Schulte oder nicht?“ ”

Ich schrieb zurück: „Ich bin derselbe Anton Schulte, aber in meinem Leben hat sich vieles geändert. In einem Brief kann ich Dir das nicht erklären. Auf der Rückfahrt von der Zeltmission, die ich gerade durchführe, besuche ich Dich und erzähle Dir alles.“

Am Montagmorgen, als das Zelt bereits abgebaut wurde, packte ich dann meine Familie ins Auto, und wir fuhren quer durch Schwaben in Richtung Nürnberg. Dies sollte ein freier Tag sein, an dem wir miteinander Schönes sehen und uns freuen wollten. Wir kamen an den Nordausläufern der Schwäbischen Alb mit ihren Kreidefelsen vorüber, passierten schmucke Dörfer mit ihren rotbedachten Häusern.

Dann kamen wir nach Franken. Jeder Ort, der etwas auf sich hält, weist hier einen historischen Marktbrunnen auf, der den idyllischen, von Fachwerkhäusern umgebenen Marktplatz ziert. Phantastisch Freilichttheater könnte man hier spielen, oder vor dieser Kulisse eine evangelistische Freiveranstaltung durchführen. Aber richtig, heute wollte ich mich ja ganz meiner Familie widmen.

Ich hatte meinen Überlegungen mit Mühe Einhalt geboten, da begann meine Frau zu fragen: Ob den Menschen hier das Evangeli-

um auch klar verkündigt worden sei, und wie es in den schmucken Städtchen und malerischen Dörfern wohl mit dem geistlichen Leben stünde.

So ist das nun mal bei Evangelisten. Auch an freien Tagen begleiten einen die Fragen, die mit Beruf und Berufung entscheidend verknüpft sind. Auch hier ergeht es Evangelisten nicht besser als anderen Leuten. Wenn man alte Kirchen besichtigt, die darin aufgestellten Kunstwerke bewundert, dann fragt man unwillkürlich, was von dem Glauben, der die Vorfahren Dome und Kunstwerke schaffen ließ, denn bis in unsere Zeit übriggeblieben ist. Gibt es hier entschiedene Christen? Leben sie so, daß ihre Nachbarn sie nach dem Grund ihres Glaubens fragen? Wird das Evangelium so gepredigt, daß jeder eine Chance erhält, sein Leben Christus anzuvertrauen?

Schließlich erreichten wir die mittelfränkische Stadt Ansbach. Auf dem Stadttor hatte, hoch oben auf einem Wagenrad, ein Storch sein Nest. Wir fuhren hindurch und erfragten den Weg zu dem Dorf, in dem mein Kriegskamerad zusammen mit seiner Frau einen Aussiedlerhof bewirtschaftete.

Das gab ein freudiges Wiedersehen! Wir waren zwar ein paar Jahre älter geworden, aber er war im Grunde derselbe geblieben, als den ich ihn kannte. Wie vieles hatte sich dagegen bei mir verändert!

Georg Aumüller war von Jugend an ein überzeugter Christ gewesen. Auch hier gehörte er der Landeskirchlichen Gemeinschaft an. Ich hatte gedacht, wir würden uns an diesem Abend im kleinen Kreis unterhalten, aber schon kurz nach unserer Ankunft eröffnete er mir: „Weißt du, als ich im Dorf erzählte, daß du kommen würdest, mußte ich für 20.00 Uhr eine Versammlung ansetzen. Hier kennen dich viele Menschen durch deine Rundfunkvorträge. Eine Frau, die früher nichts vom Glauben wissen wollte und nie in der Kirche zu sehen war, besuchte eines Tages unsere Bibelstunde. Als sich das mehrmals wiederholte, fragten wir sie vorsichtig nach dem Grund. Da erzählte sie, daß sie deine Sendungen gehört, deinen Bibelfernkurs bestellt und durchgearbeitet habe. Daraufhin habe sie ihr Leben Christus anvertraut. „Und jetzt will ich auch dort hingehen, wo die Bibel gelesen wird“, erklärte sie. Sie wird heute abend ebenfalls kommen und einige Nachbarn mitbringen.“

Schließlich kamen sie nicht nur aus dem Ort, sondern auch aus dem Nachbardorf. Eine Diakonisse hatte sich einen Trecker geliehen und brachte eine ganze Fuhre voll Menschen mit.

Es war ein heißer Tag gewesen, und auch am Abend war es schwül. Die große Küche war voll von Menschen. Auf dem weißen

Tisch, vor dem ich saß, häuften sich die Fliegenleichen, die der Petroleumlampe zu nahe gekommen waren. Wir sangen ein Lied, ich sprach ein Dankgebet. Dann begann ich meinem Kriegskameraden und seinen Gästen zu erzählen, wie es dazu gekommen war, daß ich zwar noch derselbe Anton Schulte, aber eigentlich doch nicht mehr derselbe bin. Ich war ein anderer geworden, weil Gott mich verändert hatte.

Müllergeselle, RAD-Mann, Fallschirmjäger, Kriegsgefangener

Die Vorgeschichte

Zum erstenmal war ich Georg Aumüller im Sommer 1946 in einem der vielen Holzfällerlager begegnet, die man für deutsche Kriegsgefangene in den USA eingerichtet hatte. Im Lager „Red Bridge“ befanden sich etwa 200 Männer, die zu je 50 in einer Holzbaracke untergebracht waren. An jedem Werktagmorgen, nach dem Zählappell, brachten uns LKW's in ein großes Waldgebiet. Dort wurden wir in kleine Gruppen eingeteilt, erhielten Handsägen, Äxte und Keile. Wir hatten ein bestimmtes Tagessoll zu erfüllen.

Um 17.00 Uhr fuhren wir ins Lager zurück, und um 18.00 Uhr gab es Abendessen. Anschließend konnte jeder machen, was er wollte. Die einen spielten Karten, andere wurden nicht müde, sich gegenseitig ihre „Heldentaten“ zu erzählen, die sie im Krieg vollbracht haben wollten. Die meisten beteiligten sich an irgendwelchen Diskussionsgruppen. Jetzt konnte man ja wieder offen seine Meinung sagen, ohne Furcht über die unterschiedlichsten Lebensauffassungen, über politische und wirtschaftliche Zukunftsaussichten miteinander reden.

Einige Ingenieure befaßten sich mit der Frage, wie man aus dem Schutt der deutschen Städte neues Baumaterial gewinnen könnte. Andere Lagerinsassen besuchten Vorträge über amerikanische Geschichte und amerikanische Rechtskunde oder Englischkurse in verschiedenen Lehrstufen. Es gab eine Art kleine Volkshochschule im Lager. Außerdem hatte uns der CVJM eine stattliche Bibliothek zur Verfügung gestellt, in der ich mich bald heimisch fühlte.

Gelegentlich besuchten uns evangelische oder katholische Geistliche. Aber nach der Ankündigung des ersten Gottesdienstes erschienen nur drei Mann. Daraufhin ging der Pfarrer beim nächstenmal von Baracke zu Baracke und lud jeden einzeln zum Gottesdienst ein. Nun kamen zwar einige mehr, aber die meisten Kriegsgefangenen standen allem, was Staat und Kirche hieß, mit gleicher Skepsis, wenn nicht Verbitterung, gegenüber.

Ich selbst bezeichnete mich damals als Atheist. Ich wollte nicht an die Existenz eines Gottes glauben. Aber das Bekenntnis zum Atheismus entspricht ja auch einer Art Glaubensaussage; denn es setzt voraus, daß man die These, daß es keinen Gott gibt, für wahr hält. Und damit hatte ich ebenfalls meine Schwierigkeiten.

An Gott, so meinte ich, könnte ich nach all dem, was ich erlebt hatte, nicht mehr glauben. Aber die Nicht-Existenz Gottes konsequent zu vertreten, fiel mir genauso schwer. Je sicherer sich meine Freunde in der Annahme wähnten, daß es keinen Gott geben könne, um so kritischer fragte ich zurück: Wodurch ist dann die Welt entstanden? Aus dem Nichts kommt doch nichts. Wer hat die physikalischen Gesetze festgesetzt? Der Zufall kann doch weder Ordnung noch Harmonie hervorbringen. Wenn es aber einen ordnenden Faktor in der Welt gibt, wer hat ihn dann geschaffen, oder wer verbirgt sich dahinter? Ist es am Ende doch eine Art Gott, oder was immer wir darunter verstehen?

Am meisten beschäftigte mich die Frage nach dem Sinn des Lebens. Gerade in diesem Lager bot sich mir viel Zeit und Gelegenheit, die Werke der großen Philosophen und ihre Auffassungen kennenzulernen. Dabei stellte ich fest, daß es auch bei ihnen weit mehr offene Fragen als Antworten gab und daß ihr Leben nicht selten zu ihren philosophischen Thesen in Widerspruch stand. Im Grunde war ich also kein überzeugter Atheist, aber als Christ konnte ich mich schon gar nicht bezeichnen. Eher neigte ich noch zum Agnostiker; denn ich versuchte, die Gottesfrage auszuklammern. Aber es gelang mir nicht, und ich kam, ob ich wollte oder nicht, immer wieder darauf zurück.

Mit diesen Problemen schlug ich mich auch an jenem Abend herum, als ich Georg Aumüller traf. In der Turnhalle lief ein Film. Und da das nur selten vorkam, war das Lager wie leergefegt. Mir stand der Sinn nicht nach Kino; denn ich hatte wenige Tage vorher die erste Nachricht aus der Heimat erhalten. Aus den 25 Worten auf dem Antworttelegramm, das über den Vatikan vermittelt worden war, ging hervor, daß mein Vater in den letzten Kriegstagen bei einem Bombenangriff umgekommen war. Daß mein Bruder Josef gefallen war, wußte ich, aber nun galt auch Heinrich als in Rußland vermißt.

So schlenderte ich, in trübe Gedanken versunken, an der Essensbaracke entlang und kam zum Küchentrakt. Dort saß, in einem windgeschützten Winkel, auf einer selbstgezimmerter Bank und an einem selbstfabrizierten Tisch, Georg. Auf der Tischplatte lagen eine Bibel und ein Liederbuch mit religiösen Liedern. Später erklärte er mir, daß es sich um ein Reichsliederbuch handelte.

Mich beeindruckte zunächst, daß es ihm gelungen war, beide Bücher durch die Gefangennahme und die zahlreichen Filzungen hindurchzuretten. Noch mehr aber staunte ich, als er mir erklärte, daß er von dem Film drüben in der Turnhalle und all den Diskussionen

im Lager nicht allzuviel halte. Er habe mehr davon, wenn er am Abend einen Abschnitt aus der Bibel und den Text eines geistlichen Liedes lese.

„Und du?“ fragte er, „warum bist du nicht im Film?“ Daraufhin erzählte ich ihm von den schlechten Nachrichten, die ich von zu Hause erhalten hatte. Wir sprachen über den Krieg und über den Tod, dem wir alle oft genug ins Auge geschaut hatten. Und wie von selbst kamen wir schließlich auf die Frage nach Gott, ob mit dem Tod alles aus sei, und, wenn nicht — was danach folge. Wir sprachen über Sünde, Schuld und Vergebung, diskutierten über katholische und evangelische Beichtformen. Ich machte aus meinem Zweifel an all diesen Dingen keinen Hehl. Meine Meinung, daß es, nach all dem, was wir erlebt hatten, einen gerechten und liebenden Gott nicht geben könne, vertrat ich so massiv, daß Georg sich 18 Jahre später noch gut daran erinnern konnte.

Dabei waren meine Eltern fromme, tiefgläubige Menschen. Meine Mutter hatte ihre Eltern früh verloren und war in einem Waisenhaus in Essen-Steele aufgewachsen. Ihre gute Erziehung verdankte sie der Anstellung im Haushalt eines Landrichters. Sie war, auf eine konservative Art, tief fromm. Über Gott und die Kirche gab es für sie keine Diskussion. Die geistlichen Herren hatten studiert und mußten es wissen. Den Anordnungen von Kirche und Staat hatte man sich zu fügen; so wenigstens dachte sie, als ich ein Kind war.

Vater war dagegen liberaler. Er mied die Kirche in unserem Pfarrbezirk, weil der dortige Pfarrer in seine Predigten parteipolitische Ansichten einflocht. Auch an der Kirche als Institution hatte er manche Zweifel, aber die Sache mit Gott war für ihn klar. Als Junge hatte ich oft Gelegenheit zu beobachten, wie er zu seinem christlichen Glauben stand, wenn Vertreter der NSDAP Hetzkampagnen gegen die Kirche veranstalteten. Aus christlicher Überzeugung weigerte sich mein Vater, mit „Heil Hitler!“ zu grüßen. Er trat der Partei nicht bei, und als man ihn später wegen Schwarzschlachtung zu 9 Monaten Gefängnis verurteilte, bestand der eigentliche Grund für die Inhaftierung darin, daß er es abgelehnt hatte, sich der Partei anzuschließen. Aber das ereignete sich erst während des Krieges, als ich nicht mehr zu Hause war.

Während meiner Kindheit hatte ich nichts anderes als eine kleine heile Welt kennengelernt. Meine Eltern verstanden es geschickt, ihre wirtschaftlichen Sorgen — die bei 8 Kindern fast zwangsläufig auftreten mußten — vor allem vor uns Jüngeren zu verbergen. Im übrigen war mein Vater ein unternehmungslustiger Mann. Er hatte Gärtner werden wollen, aber die dazu notwendige Lehre hätten die

Eltern bezahlen müssen. So wurde er als ältester Sohn auf die Zeche geschickt, um mit seinem Lohn zum Familienunterhalt beizutragen.

Doch sobald er das Elternhaus verlassen und geheiratet hatte, versuchte er sich in nicht weniger als 17 verschiedenen Nebenberufen, um das Einkommen seiner Familie aufzubessern. Er probierte es u. a. mit Schweine- und Hühnerzucht, arbeitete als Schuster und als Friseur, betrieb eine Gartenwirtschaft und einen Samenhandel.

Die wirtschaftliche Situation in den zwanziger Jahren war katastrophal. Während der zweiten Inflationswelle und der großen Arbeitslosigkeit auf den Zechen bestand die Möglichkeit, frühzeitig Invalidenrente zu beantragen. Mein Vater machte davon Gebrauch und konnte sich nun voll der kleinen Gärtnerei widmen, die er neben seinem Beruf als Bergmann aufgebaut hatte, und sie vergrößern. War er vorher mit der Handkarre zum Wochenmarkt gezogen, so besaß er nun Pferd und Wagen.

Mutter übernahm den Samenhandel, und so kam mein Vater, trotz wirtschaftlicher Rezession und Massenarbeitslosigkeit, zur Erfüllung seines Jugendtraumes: er besaß eine eigene Gärtnerei. Das Haus und die Gartenanlagen am Rand der Stadtteiche, damals noch von Wiesen und Feldern umgeben, hatte er kurz vor der Inflation für 21 000 Mark gekauft und konnte mit dem nächsten Wochenlohn alles bezahlen. So hatte die Inflation den Wert des Geldes herabgesetzt. Zwar mußte er später eine Ausgleichszahlung leisten, dennoch war er auf diese Weise, durch einen für ihn glücklichen Umstand, zu Haus und Gärtnerei gekommen. Die große Arbeitslosigkeit begünstigte den Schritt zur Selbständigkeit. Eine kleine Rente und der grenzenlose Optimismus meines Vaters waren die Basis: mit der Gärtnerei ging es aufwärts.

Von den 40 Parteien, die man damals wählen konnte, gab mein Vater seine Stimme keiner christlichen. Er bevorzugte eine kleine bürgerliche Partei, die die Interessen der Arbeiter und Bauern vertrat. 1933, als Hindenburg Hitler das Amt des Reichskanzlers übertrug, besuchte ich die zweite Schulklasse. Langsam, aber stetig, veränderte sich auch meine Welt.

In der Schule hörten wir mittels des Volksempfängers eine Ansprache von Hitler. Ich verstand nichts davon, aber es war eine lange und lautstarke Rede. Auf dem Heimweg prügeln wir uns. Es ging darum, wer für und wer gegen Hitler war. Ich weiß nicht mehr genau, auf welcher Seite ich stand, aber ich habe kräftig mitgeprügelt und auch selbst einige blaue Flecken kassiert.

Als ich erschöpft in heimatlichen Gefilden Frieden suchte, sah ich an der Wand unseres Hauses ein großes, grünes Plakat. Es war

noch feucht und mußte eben erst angeklebt worden sein. Ich nahm eine Latte und riß es ab.

Entsetzt sprang mein ältester Bruder auf mich zu und schrie mich an: „Bist du verrückt? Meinst du, wir wollen ins Gefängnis?“

Ich verstand die Welt nicht mehr. Bis dahin hatte mein Vater immer gesagt, wenn eine Partei Plakate an unser Haus klebte: „Reiß das Zeug runter!“ Mit einemmal sollte das nicht mehr gelten?

Hier und dort standen Leute in kleinen Gruppen zusammen und sprachen leise miteinander. Ich bekam soviel mit, daß mehrere Männer aus unserem Stadtteil plötzlich abgeholt worden seien; von wem, wie und wozu, das blieb für mich im Dunkeln. Über dem Ganzen lag irgendwie eine unheimliche Spannung. Vor allem waren es Kommunisten, die man festgenommen hatte. Aber warum, und was mit ihnen geschah, darauf konnte ich mir als Kind keinen Reim machen. Später hörte ich dann wohl den Namen „Konzentrationslager“, aber das Wort besagt ja nicht viel, wenn man den Sachverhalt nicht kennt.

Eines Tages war auch ein guter Freund meines Vaters verschwunden. Die Leute erzählten, man habe ihn eingesperrt, weil er Witze über Hermann Göring erzählt habe. Aber nach einigen Wochen war er wieder zu Hause. Ich hörte mit, wie er zu Vater sagte: „Heinrich, ich erzähle dir nichts davon, nicht wo ich war, und auch nicht, was ich erlebt habe; denn da möchte ich nie wieder hin. Und wenn ich dir was erzählen würde, wäre ich wahrscheinlich bald wieder dort.“ Das war alles. Aber es war deutlich.

Als ich neun oder zehn Jahre alt war, bekamen alle Kinder, die zum „Jungvolk“ (der nationalsozialistischen Jugendorganisation) gehörten, samstags schulfrei. Wer nicht dazu gehörte, mußte zur Schule gehen und lernen. Das fand ich blöd. Aber meine Eltern erklärten kategorisch: „Du bist in einer christlichen Jungschar, und deshalb gehst du nicht zum Jungvolk. Beiden Gruppen kann man nicht gleichzeitig angehören.“

Auf meine Frage, warum das denn nicht ginge, erhielt ich keine klare Antwort. In der Schule mußte ich in jener Zeit einen Aufsatz schreiben: „Warum ich nicht im Jungvolk bin.“ Mir fiel keine gescheite Antwort ein. Am vernünftigsten erschien mir noch der Satz: „Weil meine Eltern dagegen sind.“ Ich kann meinem Lehrer nur nachträglich danken, daß er diesen Aufsatz vernichtet hat; denn er hätte meine Eltern in arge Schwierigkeiten bringen können.

Eine Zeitlang liebte es mein Vater, gegen Hitler, und vor allem gegen Rosenberg, im Familienkreis heftig zu opponieren. Aber das hatte schon seit längerem aufgehört. Politische Witze erzählte man

sich nur unter guten Freunden. Und auch in der Kirche äußerte man sich nur noch so verklausuliert, daß ich als Kind nicht verstehen konnte, was an der neuen Zeit eigentlich falsch sein sollte.

Dann wurde die Mitgliedschaft in der „Hitlerjugend“ zur Pflicht. Wir zogen in Dreierreihen durch die Straßen und sangen: „Wir werden weiter marschieren, wenn alles in Scherben fällt — denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt!“ Das war zumindest eindeutig und klar. Aber sonst erschien mir vieles verschoben.

Bei der Sonnenwendfeier standen wir im Viereck um ein flackerndes Feuer und verbrannten Bücher, die schlecht sein sollten. Warum, wußte ich nicht.

Ein anderes Mal wurden Fahnen geweiht. Auch wir Kinder sollten alle die Fahne anfassen und dabei einen Eid leisten. An jenem Tag war ich nicht dabei. Nicht, daß ich durchschaute oder hätte erklären können, was da geschah und weshalb ich mich krank stellte. Ich hatte einfach keine Lust. Vielleicht war es eine Art Instinkt. Was mit „Blut und Boden“, mit Fahnen und Fahnenweihe zusammenhing und von großartigen Reden begleitet war, mochte ich nicht besonders.

Ich mochte auch die Kirche nicht mehr, die so laut schwieg. Mein zwei Jahre älterer Bruder Josef gehörte einer nun verbotenen christlichen Jugendgruppe an. Sie trafen sich, sieben oder acht, in der Studierstube des Pfarrers. Einmal war ich dabei. Sie sprachen über persönlichen Glauben und wandten sich gegen kitschige, religiöse Bilder.

Das hörte sich zwar alles ganz gut an, aber mich beschäftigten andere Probleme. Zum Beispiel: Wenn Gott alles sieht und hört, was ich tue — kann ich dann noch lügen? Lügen aber nicht alle, wenn keiner mehr offen spricht? Wenn man über die Dinge, die einen wirklich bewegen, nur noch hinter vorgehaltener Hand redet? Die Parolen der Nationalsozialisten dagegen waren laut und aufdringlich. Irgendwo, aus einem Grund, den ich nicht erklären kann, mißtraute ich ihnen. Ich denke, in jener Zeit entstand, im Ansatz, mein Zweifel, meine kritische Rückfrage gegenüber den Institutionen, sei es nun Kirche oder Staat.

Als ich aus der Volksschule entlassen wurde, begleitete ich dieses Ereignis mit einem hörbaren Seufzer der Erleichterung; denn ich bin nie gern zur Schule gegangen. Anschließend kam ich bei einem Müller, weit weg von zu Hause im nördlichen Münsterland, in die Lehre. Durch eine christliche Wochenzeitung hatten meine Eltern von dieser offenen Stelle erfahren, und mein Vater war seit jeher

davon überzeugt, daß Handwerk einen goldenen Boden habe. Da ich mich für keinen der Handwerksberufe, die er mir vorschlug, entscheiden konnte, meinte er schließlich: ein Müller, das sei doch etwas Rechtes. Und weil ich nichts Besseres wußte, willigte ich ein.

Es war eine halbautomatische Walzenmühle mit Schrotgang, und dazu gehörte ein umfangreicher Handel mit Getreide und Futtermitteln. Der Handel lag mir mehr, Maschinen habe ich nie besonders gemocht.

Für mich war die Lehrzeit ein freundlicher Abschnitt meiner Jugend. Zwar brach in jenen Tagen der Krieg aus, aber in der ländlichen Idylle merkte man davon nicht viel; weder politische noch wirtschaftliche Auswirkungen wurden stark spürbar.

Ich lebte in der Hausgemeinschaft des Müllers, einer redlichen christlichen Familie. Aber ich lernte hier auch einen Kollegen kennen, der sich als bewußter Atheist bezeichnete. Gewiß, die Weisheiten, die er von sich gab, stammten im wesentlichen von seinem Vater, aber der Gedanke reizte mich: In einer Welt ohne Gott, die dem Zufall entsprungen war, lebte ich als Mensch ohne letzte Verantwortung. All die Fragen, was in einer Zeit wie der damaligen recht oder unrecht sei, spielten dann nur insofern eine Rolle, als man aufpassen mußte, nicht erwischt zu werden. Was richtig oder falsch war, konnte ich selbst bestimmen; höchstens die Menschen, die sich durch meine Vorstellungen beeinträchtigt fühlten, hatten noch darauf Einfluß.

Der Gedanke, daß ich selbst die höchste und letzte Instanz meines Lebens sein könnte, faszinierte mich. Ethische Werte wie Liebe, Treue und Geduld waren dann nichts weiter als menschliche Einbildung. Je nach Lust und Laune konnte man sich daran halten, aber notwendig war es nicht.

Wahrheit, Eigentum, Menschenwürde, das waren dann alles nur Spielarten des Lebens, unter denen man sich aussuchen konnte, was man gerade wollte. Etwa so, wie man eine Schallplatte aus dem Album nimmt, um das gewünschte Lied einmal zu hören. Gefällt es einem nicht mehr, legt man es einfach wieder weg.

Diese von Gott losgelöste Denkweise begann mich zunehmend zu beeinflussen und zu verändern. Ich kalkulierte kalt und rücksichtslos, wie ich mir Vorteile verschaffen, meine Wünsche und Pläne durchsetzen konnte. Man mußte es nur so geschickt anfangen, daß man mit Recht und Gesetz nicht in Konflikt geriet.

Anfangs hatte ich mit der These, daß es keinen Gott geben könne, lediglich gespielt. Es reizte mich, darüber nachzudenken. Jetzt hatte sich meine Einstellung zu ethischen Fragen so stark verändert,

daß sie mich dazu drängte, an die Nicht-Existenz Gottes zu glauben. Es gab keinen Gott, weil es keinen Gott geben durfte.

Die Doppelgleisigkeit, und damit die innere Auseinandersetzung, begann. Zu tief waren mir in meiner Kindheit die Gebote Gottes als Grundlage menschlichen Handelns eingeprägt worden: „Du sollst“, „Du sollst nicht“. Zu nachhaltig hatten der Katechismus und die biblischen Geschichten mein Denken beeinflußt. Ich war gespalten: in meinem Denken und in meiner gesamten Lebenseinstellung. Die Gottesfrage wurde — zwar immer wieder hinausgeschoben — zur Existenzfrage. Es durfte Gott nicht geben. Denn wenn es ihn gab, dann war ich dran. Aber gab es ihn wirklich nicht?

Neun Monate nach Beendigung der Lehre und bestandener Prüfung als Müllergeselle erhielt ich die Einberufung zum Arbeitsdienst nach Danzig. Später wurde unsere Einheit nach Dünkirchen verlegt. Wir bauten Bunker, um den Atlantik-Wall uneinnehmbar zu machen. Um der Einberufung zur Waffen-SS zu entgehen, meldete ich mich freiwillig zu den Fallschirmjägern. Im August 1943 wurde ich ins 1. Fallschirmjäger-Ausbildungs-Regiment nach Gardelegen in die Märkische Heide eingezogen.

Zur Schule war ich nur ungern gegangen. Beim Arbeitsdienst hatte mir wenigstens die praktische Arbeit Freude gemacht. Soldatsein, jedenfalls wie man es damals verstand, war für mich das Schlimmste. Die endlose Schleiferei auf dem Kasernenhof, Intrigen und Einschmeicheln bei Vorgesetzten — in mir verstärkte sich der Eindruck, daß es sadistische Geister gewesen sein mußten, die diese Form des Soldatentums erfunden hatten, auch wenn man ihr einen Lorbeerkranz mit der Aufschrift „Treue und Pflichterfüllung“ umhängte.

Mein Trost war, daß ich zu den Funkern kam. Ein Funkgerät erschien mir immer noch wesentlich akzeptabler als ein Maschinengewehr. Später lernte ich Tolstoi und seine pazifistischen Gedanken verstehen.

Nach der militärischen Ausbildung folgte der Einsatz. In vorderster Stellung, an einem Brückenkopf bei Nettuno in Italien, ließ mir die Ruhe vor dem Sturm noch einmal Zeit, über alles nachzudenken: über die Sinnlosigkeit des Krieges, die Hoffnungslosigkeit, ihn gewinnen zu können. Sprechen konnte man über diese Dinge kaum, höchstens einmal während des Nachtdiensts mit einem Kameraden am Funkgerät. Damals erfaßte mich nicht nur tiefe Hoffnungslosigkeit; wie bei vielen, vielleicht den meisten Kameraden, entstand eine Bitterkeit gegen all die „da drüben“ und „die da oben“, gegen alle die Leute, die uns das eingebrockt hatten.

Dann kam der amerikanische Angriff, der Rückzug, die Gefangennahme. Erstes Verhör in einem Gefängnis in Rom. Es folgten Wochen unter freiem Himmel, von unüberwindlichen Stacheldrahtzäunen umgeben, gemeinsam mit Tausenden von Kriegsgefangenen in Anzio und Neapel.

Schließlich brachte uns eins der Liberty-Schiffe in vier Wochen über den Atlantik. Ein hartes Brett diente uns als Bett, und dreimal am Tag gab es zwei Büchsen mit kaltem Fleisch und Bohnen.

So kam ich in das Holzfällerlager „Red Bridge“. Und alles, was sich in Jahren an Hoffnungslosigkeit und Verbitterung angesammelt hatte, brach in jenem Gespräch mit Georg Aumüller aus mir heraus.

Als Landarbeiter in Schottland

Die Umkehr zu Christus

Im Frühjahr 1946 wurden die meisten amerikanischen Soldaten entlassen und kehrten in ihre Zivilberufe zurück. Die Kriegsindustrie erhielt keine Großaufträge mehr, die UNO wurde gegründet, und man träumte von einem weltumspannenden Frieden. Nun war für die deutschen Kriegsgefangenen in der amerikanischen Wirtschaft kein Platz mehr. Die Amerikaner wollten ihre Gefangenen los sein. In Frankreich aber fehlten Arbeitskräfte in den Bergwerken, in Großbritannien in der Landwirtschaft.

Eines Tages tauchte dann auch in unserem Lager die Parole auf, daß es nach Hause gehe. „Home to Europe“ (Heim nach Europa) hieß es, und das war ein weitgefaßter Begriff. Auf der Massentoilette am Rand des Lagers, beliebte Brutstätte und Umschlagplatz für geheimste Soldatengedanken und -wünsche, kursierten dann auch die tollsten „Latrinengerüchte“. Von französischen Schreckenslagern war da die Rede, in denen deutsche Kriegsgefangene, brutal behandelt und halb verhungert, in Bergwerken schufteten mußten. Die Optimisten dagegen träumten von einem Sonderzug, der von der französischen Atlantikküste direkt bis Frankfurt Hauptbahnhof durchfuhr.

Was tatsächlich folgte, war schlimm genug. Zwar dauerte die Überfahrt nach Europa nur 12 Tage, aber sie fiel in eine Zeit, in der der Atlantik, von Frühjahrsstürmen aufgewühlt, einem Hexenkessel glich. Unser Schiff wurde zum Lazarett, kaum einer, den die Seekrankheit nicht in ihren Klauen hielt. Wir stellten fest, daß sogar die Besatzung unter den Wetterverhältnissen litt, und die hätte ja eigentlich daran gewöhnt sein müssen.

Wir legten in Le Havre an, aber der Zug, der uns dort aufnahm, fuhr nur bis Brüssel. Von dem legeren Ton, in dem die amerikanischen Begleit- und Wachmannschaften mit uns verkehrt hatten, war plötzlich nichts mehr zu spüren. Auf dem Bahnsteig empfing uns der scharfe Wind englischer Kommandos. Kurz und bündig wurde uns mitgeteilt, daß wir ab sofort Gefangene der englischen Armee seien. Wir wurden angeschrien wie auf dem Kasernenhof und aufgefordert, die Hände aus den Hosentaschen zu nehmen und strammzustehen.

Die Amerikaner hatten uns nach Kriegsende erklärt, daß wir nun keine Soldaten mehr seien. Der Fahneneid, auf den wir verpflichtet gewesen waren, habe keine Gültigkeit mehr, und wir sollten uns als Zivilisten betrachten. Hier aber wurden wir plötzlich angeschrien, warum wir uns nicht wie anständige Soldaten betragen würden.

Im strömenden Regen bezogen wir außerhalb von Brüssel die Zelte eines großen Militärlagers. Wir nannten den Hügel, auf dem wir nun hausten, „Calvarienberg“. Eine neue Leidenszeit begann. Was wir im Laufe langer Gefangenschaftsmonate an kleinen persönlichen Habseligkeiten organisiert und gesammelt hatten, vom Rasierwasser bis hin zu Zigaretten, wurde uns abgenommen. Auch die Verpflegung wurde wieder europäisch: pro Tag erhielten wir ein Brot und eine dünne Steckrübensuppe. Tagsüber hatten wir den Auftrag, im Hafen Kriegsschrott auf englische Schiffe zu verladen: Alteisen für die Hochöfen von Sheffield.

Von Rückkehr in die Heimat war keine Rede mehr. Dennoch hatte ich Glück, denn der Einsatz in den französischen Bergwerken blieb mir erspart. Ich wurde jener Gruppe zugeteilt, die man zurück nach Le Havre und von dort über den Ärmelkanal brachte. Schließlich setzte man uns in einen Zug, und wir landeten in Schottland.

Da saß ich nun in einem riesigen Lager, das auf einem Gelände an der Long Niddry Bay südlich von Edinburgh errichtet war. Hier gab es wieder Baracken und Feldbetten, dazu annehmbare Verpflegung und faire Behandlung. Aber ich war das zusammengepferchte Leben in den Massenlagern einfach leid.

Das war mir in Amerika schon einmal so gegangen. Damals hatte ich mit zwei Kameraden einen Fluchtversuch unternommen, aber nach drei Tagen hatten sie uns wieder eingefangen. 28 Tage Einzelhaft bei Wasser und Brot waren die Strafe gewesen. Das wollte ich nicht ein zweites Mal riskieren. Aber man hätte hier das Lager auch ohne weiteres verlassen können, es gab kaum Bewachung und keine Zäune.

Auch wir selbst waren ruhiger geworden. Militärische Einsätze lagen für die meisten von uns fast zwei Jahre zurück. Seit über einem Jahr war der Krieg zu Ende. Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, die erschütternden Einblicke in die grausamen Gewaltmaßnahmen und Terrorakte der braunen Machthaber hatten wir zwar nicht verarbeitet, aber so weit verdrängt, daß es zum Aufatmen langte. Wir alle hatten in den vergangenen Jahren gelernt, mit plötzlich auftretenden neuen Situationen fertig zu werden. Das war zu einer Art Philosophie der Gefangenschaft, zu einer Lebenshaltung geworden. Was also kam jetzt?

Da hörte ich, daß die Möglichkeit bestand, sich zum Arbeitseinsatz auf einer Farm zu melden. Kurzerhand ging ich zur Lagerkommandantur und wurde angenommen.

Unter den an der Landarbeit Interessierten traf ich, völlig unerwartet, Hans Skowron wieder. Zum erstenmal waren wir uns 1944 im Keller eines Gefängnisses in Rom begegnet und hatten uns auf Anhieb gut verstanden. Miteinander hatten wir Leid und Freude im großen Gefangenenlager bei Neapel geteilt, waren mit demselben Schiff nach Amerika gefahren und auch die erste Zeit im Holzfällerlager zusammengewesen. Erst als ich mit einer Kopfgrippe ins Lazarett kam, trennten sich unsere Wege.

Nun wurden wir gemeinsam in ein kleines Lager in Mauchline in der Hügellandschaft von Ayrshire, 30 km südlich von Glasgow, überführt. Diese Grafschaft liegt an jenem Teil der schottischen Atlantikküste, die dem Golfstrom ihr mildes Klima verdankt. Es war Frühling, und alles grünte und blühte.

In kleinen Gruppen wurden wir morgens mit Lastwagen zu den Farmen gebracht. Hier hatten wir die Ställe auszumisten, beim Rübenversetzen und später beim Heumachen zu helfen. Körperliche Arbeit hat mir immer Freude bereitet. Und die schottische Bevölkerung erwies sich uns gegenüber als ausgesprochen freundlich und zuvorkommend. So war es eine schöne Zeit.

Bald fand ich heraus, daß man als einzelner Kriegsgefangener die Erlaubnis erhalten konnte, auf einer Farm zu wohnen, wenn der Farmer dazu den Antrag stellte. Es war nicht ganz einfach, aber schließlich fand ich doch einen Bauern, der bereit war, mich unter seine Fittiche zu nehmen. Mit dem Lagerkommandanten wurden die nötigen Vereinbarungen getroffen. Ich hatte mich einmal im Monat beim Kommandanten zu melden und mich dem Arzt vorzustellen.

Das Leben unmittelbar auf einer Farm brachte zwar wesentlich mehr Arbeit mit sich, aber eben auch jenes Stück mehr an heißersehnter Freiheit. Ich erhielt mein eigenes Zimmer, lebte ansonsten mit der Familie des Farmers zusammen und arbeitete 12 Stunden am Tag, von morgens sechs bis abends sechs.

Als der Farmer im Herbst zur Rübenernte weitere Landarbeiter anwerben wollte, traf ich mit ihm ein Abkommen, daß ich die zusätzliche Arbeit nach Feierabend und am Samstag übernehmen würde. Wir vereinbarten einen Akkordpreis pro Reihe, der beiden Vorteile bot.

Einige Wochen später fuhr ich mit dem verdienten Geld in die Stadt und kaufte mir ein gebrauchtes, schon ziemlich wackeliges

Fahrrad. In einem Laden für gebrauchte Kleidung erstand ich einen dunkelblauen Anzug, und es reichte sogar noch für Schuhe und Socken, Hemd und Krawatte.

Nun war ich stolzer Besitzer von „Zivilklamotten“, wie man das damals nannte. Die Sache mit den Überstunden war zwar nicht ganz legal. Eigentlich durfte ich auch keinen Zivilanzug tragen und mich nicht weiter als eine Meile von der Farm entfernen; aber ich besaß das Vertrauen des Farmers, und wo kein Kläger ist, ist eben auch kein Richter.

In der Scheune fand ich einen alten Trenchcoatmantel, den jemand weggeworfen hatte. Ich trennte ihn auf, wendete ihn und nähte alles eigenhändig wieder zusammen. Eine Woche später besaß ich auch einen Mantel, der wieder wie neu aussah. Nun fehlte zum Zivilisten nur noch ein Hut, aber der stellte nach allem anderen nun auch kein Problem mehr dar.

Am Abend und an den Samstagen fuhr ich nun oft in die Stadt, ging ins Kino, besuchte die Hunderennen und aß im Fischrestaurant „Fish and Chips“. Am Sonntag radelte ich manchmal die 15 km zum Meer hinunter. Ich freudete mich mit einem jungen Iren an, und gemeinsam durchstreiften wir die Gegend.

Mein Freund Hans hatte ebenfalls auf einer Farm Unterkunft gefunden, und jener Farmer hatte eine hübsche rothaarige Nichte im heiratsfähigen Alter. Die beiden sahen sich nicht ungern. Offiziell war es für uns Kriegsgefangene zwar verboten, mit schottischen Mädchen zu sprechen, aber auch hier sah die Praxis anders aus. Und die beiden wurden ein Paar.

Zuerst taten sie sehr geheimnisvoll, aber bald war es nicht mehr zu übersehen. Hans mußte daraufhin die Farm wechseln, doch eine neue behördliche Verfügung erlöste die beiden jungen Leute glücklicherweise von ihren Problemen. Man konnte nämlich kurzfristig aus der Gefangenschaft entlassen werden, wenn man sich schriftlich verpflichtete, ein weiteres Jahr in der schottischen Landwirtschaft zu arbeiten. Da keiner wußte, wie lange man uns Kriegsgefangene noch festhalten würde, war das ein Lotteriespiel. Aber sowohl Hans als auch ich unterschrieben, wenn auch aus völlig verschiedenen Motiven.

Er wollte in Schottland bleiben und seine Margret heiraten. Und ich dachte nicht daran, im Fall einer Entlassung für immer nach Deutschland zurückzukehren. Sicher würde ich meine Angehörigen daheim besuchen. Aber dann wollte ich nach Übersee auswandern. Nach Australien oder Neuseeland, auf jeden Fall möglichst weit weg, so daß man um jeden Krieg einen Bogen machen konnte. Ich

träumte von einem Land der Freiheit mit großzügigen Entfaltungs- und Aufstiegsmöglichkeiten. Aber es sollte alles ganz anders kommen.

Mein Freund Hans wurde fromm. Zunächst nahm ich das nicht weiter tragisch. Er hatte seine Margret kennengelernt, und so ist das eben, wenn man sich mit Mädchen einläßt, dachte ich: dann muß man auch mit in die Kirche gehen. Er war eben ein wenig unter den Pantoffel geraten; mit dieser Erklärung hielt ich die Sache für erledigt. Aber Hans hatte sich verändert. Er behauptete jetzt, ein überzeugter Christ zu sein. Da er nie ein Freund großer Worte war, blieben auch seine Aussagen darüber knapp, aber sie klangen überzeugend und bestimmt.

Außerdem merkte ich, daß er selbstsicherer geworden war. Ich schrieb das zunächst dem Einfluß seiner Freundin zu. Aber wenn wir über ethische Werte sprachen, stellte ich fest, daß er nicht mehr so verbittert war wie ich.

Bei ihm kamen wieder Worte wie Glauben und Treue, Ehrlichkeit und Fleiß vor. In meinen Augen war die ganze Welt ein Schmugglerdorf voll von Betrügern, von denen die kleinen erwischt werden und die großen immer ungeschoren davonkommen. Je mächtiger der Mensch ist, dachte ich, um so schlechter muß er sein. Denn Macht führte nach meiner Auffassung zu Machtmißbrauch, und so konnte absolute Macht nur absolute Schlechtigkeit zur Folge haben. Der Mensch taugte nichts, mich eingeschlossen. Weshalb sollte ich so tun, als ob es anders wäre? Hans dagegen behauptete, daß er diese Auffassung nicht länger teilen könne. Weil er Christ geworden sei, wie er das nannte, sähe er die Dinge nun von einem anderen Standpunkt aus.

„Nun, mein Lieber“, erklärte ich mit einer großartigen Handbewegung: „Ein Christ bin ich auch. Schließlich bin ich als Kind getauft worden.“

Aber damit war Hans nicht einverstanden. „Ich meine das anders“, erklärte er. „Christsein, das heißt, an Jesus Christus glauben, sich ihm anvertrauen und unterordnen.“

Wenn man die Dinge so sah, dann war ich allerdings kein Christ. Ich mußte zugeben: „Dann bin ich schon eher ein Rebell gegenüber Gott und der Welt, ein Mann, bei dem Zweifel und Unglaube großgeschrieben werden. Ich verfolge meine eigenen Wünsche, meine egoistischen Pläne. Ich bin eben mein eigener Herr.“

Diese Meinungsverschiedenheiten beendeten zwar unsere Freundschaft nicht, aber wir trafen uns nun seltener. Tagsüber arbeitete ich hart auf der Farm. Und abends und an den freien Wo-

chenenden suchte ich mir meine Freunde unter den Schwarzhändlern und auf dem Rennplatz.

Samstag nachmittag ging ich regelmäßig zu den Hunderennen. Der Rennplatz glich einem Fußballfeld, das von einer Aschenbahn umgeben war. Die Windhunde rannten hinter einer Hasenatrasse her, die auf einer Leitschiene vor ihnen hergezogen wurde. Der Hund, der als erster durchs Ziel ging, hatte gewonnen.

Die englische Wettleidenschaft hatte mich angesteckt. Das wenige Geld, das ich verdiente, setzte ich nun auf die verschiedenen Hunde. Und oft hatte ich Glück. An einem Samstag setzte ich in jedem Rennen auf den Sieger. Am Ende hatte ich mehr Geld gewonnen, als ich je in meinem Leben besessen hatte.

Aber als ich dann die Straße zurückging, die zur Stadt führte, stellte ich fest, daß ich im tiefsten Grunde unzufrieden war. Was war das schon: Geld? Gut, man konnte sich manches dafür kaufen. Aber im Grunde wußte ich, daß ich etwas anderes suchte.

Also ging ich ins Kino. Damals liefen überall jene Glimmer- und Glanzlack-Filme, wie sie in Hollywood gerade Mode waren: mit großartigen Villen und Palästen, sagenhaft teuer angezogenen Frauen und großen Straßenkreuzern. Was da vorgeführt wurde, war eine Traumwelt. Mit dem Leben hatte sie wenig oder gar nichts zu tun. Ich weiß noch, daß ich einmal mitten in einer Vorführung aufstand und hinausging. Einfach, weil ich das Ganze für Betrug hielt: So ist das Leben doch nicht, sagte ich mir. Es ist nicht so glatt und süß, sondern grausam und bitter.

Wieder einmal war ich an der Stelle angekommen, wo ich nach dem Sinn des Lebens fragte. Am darauffolgenden Sonntag hatte ich das Bedürfnis, allein zu sein. Es war einer jenen schönen Spätsommertage, und ich fuhr hinaus an den Strand. Ich hockte mich auf einen Stein und beobachtete, wie die Wellen ans Ufer rollten. Und ich fragte mich: Ist so unser Leben? Wie eine Welle, die irgendwo entsteht, ans Ufer getrieben wird und bricht und zerfließt?

Wo kam das Leben her? Was hatte es für einen Sinn? Wo führte es hin? War mit dem Tode alles aus? Oder begann danach alles von vorn, nur vielleicht auf einer anderen Ebene?

„Hör auf nachzudenken, Schulte!“ befahl ich mir. Am nächsten Samstag traf ich mich wieder mit meinen neuen Freundinnen und Freunden. Es waren zum Teil irische Landarbeiter oder Mädchen aus der Republik Irland, die auf einer schottischen Farm ein landwirtschaftliches Praktikum absolvierten. Die Mädchen waren meist 17 oder 18 Jahre alt und hatten nur Jungen im Kopf. Aber die Farmen lagen weit verstreut auf dem Land, und wenn man den letzten

Bus verpaßt hatte, dann mußte man eben die 10 oder 15 km zu Fuß nach Hause tippeln. Doch das machte mir nichts aus.

Der Farmer schüttelte manchmal den Kopf, wenn er merkte, daß ich erst am Montagmorgen nach Hause gekommen war. Mit meiner Arbeit war er nicht unzufrieden. Aber er meinte: „Du ruinierst deine Gesundheit. Das hält auf die Dauer keiner aus.“

Doch ich hatte ein gewichtiges Gegenargument: „Ich habe in meiner Jugend unendlich viel verpaßt“, entgegnete ich ihm, „das will ich jetzt endlich nachholen. Und zwar alles!“ Aber je mehr ich mich darum bemühte, um so unzufriedener wurde ich: mit mir selbst und mit dem Leben, das ich führte.

An einem Septembertag 1948 traf ich unvermutet Hans und Margret in der Stadt. Spontan luden sie mich wieder ein, in eine christliche Veranstaltung mitzukommen. Ich hatte an diesem Tag wirklich nichts vor. Und mir fiel beim besten Willen keine Ausrede ein. So blieb mir schließlich nichts anderes übrig, als mitzugehen.

Wir fuhren nach Cumnock, einer nahegelegenen größeren Stadt. Insgesamt hatte das ganze Gebiet eher dörflichen Charakter. Überall traf man auf kleine Siedlungen. Wer nicht von der Landwirtschaft lebte, suchte sich Arbeit auf einer der kleinen Zechen, die Frauen dagegen waren in den Webereien und Spinnereien beschäftigt. So war Cumnock eine ausgesprochene Arbeiterstadt.

Die Veranstaltung fand in der kleinen Baptistengemeinde statt. Man nannte das ein „Tea-meeting“. Zunächst gab es für alle Tee, und Teller mit kleinem Gebäck wurden herumgereicht. Dazwischen wurde gesungen, es herrschte eine freundliche, fröhliche Atmosphäre.

Ein kleiner Männerchor sang christliche Lieder, und junge Menschen erzählten aus ihrem Leben. Das alles ging sehr zwanglos vor sich. Mancher beschränkte sich auf einige wenige Sätze, während andere ausführlicher berichteten. Dabei stellte ich fest, daß es sich um Menschen aus sehr unterschiedlichen Bevölkerungsschichten handelte. So meldete sich nach einem Bergmann ein Student zu Wort. Dann sprach ein Lehrling, und diesem schloß sich ein älterer Mann an, der reif und besonnen wirkte. Und trotz dieser Unterschiede drehte sich alles, was gesagt wurde, um das gleiche Thema: alle berichteten davon, wie Jesus Christus in ihr Leben eingegriffen und es verändert hatte.

Zunächst tat ich das Ganze mit einer Handbewegung ab: „Das ist alles nur Einbildung“, versicherte ich mir. Aber je länger ich zuhörte, um so deutlicher merkte ich, daß das, wovon diese Leute berichteten, über jede Art von Einbildung hinausging. Sie sprachen

sehr konkret davon, daß sie nun anders dachten und anders handelten und daß sich dadurch ihre gesamte Lebenseinstellung grundlegend verändert hatte. Ich konnte den Wunsch nicht unterdrücken: So wie diese Leute möchte ich auch sein. Wenn es das wirklich gibt, wovon sie da erzählen, dann möchte ich es auch haben.

Am Schluß der Veranstaltung mußte ich mir sagen: So etwas habe ich noch nie in meinem Leben gehört. In keiner Predigt hatte man davon etwas gesagt. Als ich mich von Hans und Margret verabschiedete, sagte ich, bevor ich in den Bus stieg: „Am nächsten Samstag bin ich wieder da. Ihr braucht mich gar nicht abzuholen, ich komme schon von selbst.“ Sie ließen mich deutlich spüren, wie sehr sie sich darüber freuten, aber ich wußte nicht, warum.

Die folgenden Samstagnachmittage verbrachte ich bei den jungen Christen in Cumnock. Was ich am ersten Samstag gehört hatte, begann sich zu einem Bild mit klareren Konturen zusammenzufügen und mein Denken mehr und mehr zu beeinflussen. Der Wunsch, ebenfalls zu erleben, was diese jungen Leute so erfüllte, wurde stärker.

Während der Woche saß ich nun meist auf dem Traktor und zog mit dem Pflug lange Furchen über die weiträumigen schottischen Felder. Dabei brauchte man kaum auf etwas zu achten. Es genügte, wenn das rechte Vorderrad genau in der Spur blieb und die Pflugschar nicht gerade auf einen Felsen traf. So blieb mir viel Zeit, über alle diese Fragen nachzudenken. Stundenlang. Tagelang. Dabei wurden in meinem Gedächtnis Dinge wieder lebendig, die ich als Kind im Elternhaus, in Kirche und Schule gehört hatte; mein kindliches Gottesbild verband sich mit den biblischen Aussagen über Gott und Jesus Christus, die ich nun, als Erwachsener, neu aufnahm.

Gott existierte also, auch wenn ich ihn nicht beschreiben konnte. Es mußte ihn geben. Die Schöpfung mußte irgendwo einen Anfang genommen haben, und wenn ich mir jetzt die Vielfalt des Lebens in der Natur, mit der ich als Landarbeiter unmittelbar Berührung hatte, vorstellte, dann befriedigte es mich einfach nicht, wenn ich versuchte, den Beginn der Schöpfung mit einem Zufall zu erklären. Durch Zufälle entsteht vielleicht ein Chaos, aber keine Ordnung. Wenn es aber Gott war, der das Leben geschaffen hatte, dann mußte er diesem Leben auch einen Sinn und eine Bestimmung gegeben haben. Dann war vermutlich er selbst dieses Ziel. Und wenn das stimmte, dann war es falsch von mir gewesen, auszuscheren, vor ihm wegzulaufen und meine eigenen Wege zu gehen.

Aber die Frage nach der Schöpfung interessierte mich in diesem

Augenblick eigentlich nur in dem Ausmaß, wie der Sinn meines Lebens damit zusammenhing. Weit mehr beschäftigte mich ein anderer Gedanke, für den ich mich so klar und konkret bisher noch nie geöffnet hatte: Gott, so behaupteten jene jungen Leute, sei in Jesus Christus Mensch geworden. Und Gott habe es zugelassen, daß dieser Jesus an einem Kreuz am Stadtrand von Jerusalem hingerichtet wurde, weil er auf diese Weise stellvertretend die Sünde und Schuld aller Menschen auf sich nahm und damit zugleich die Strafe, die sie verdient hatten.

Zum erstenmal begriff ich das Sterben Jesu Christi am Kreuz von Golgatha als eine Gerichtsverhandlung vor einem ewigen, heiligen und gerechten Gott. Ich, der Mensch Anton Schulte, sollte verurteilt werden. Eine lange Anklageschrift wegen Übertretung der Gebote Gottes lag gegen mich vor. Ich war schuldig und hatte den Tod verdient, es gab keine Möglichkeit, mich selbst zu retten.

Wenn ein Mensch das begriffen habe, sagten die jungen Leute, dann trete Gott auf den Plan und sage zu jedem einzelnen Menschen: Du brauchst dich auch nicht selbst zu retten; denn Jesus hat deine Sünde vernichtet und deine Strafe auf sich genommen. Es gehe einzig und allein darum, sich diesem Jesus ganz und bedingungslos anzuvertrauen.

Das alles hatte ich nun mehrmals gehört, aber ich konnte es nicht fassen und begreifen. Einmal sprach alles in mir dafür, dann wieder dagegen. Ich war hin- und hergerissen. Ich wollte glauben und konnte es nicht. Ich begriff, daß etwas passieren mußte, was über meinen Verstand und mein Gefühl hinausging.

Am nächsten Samstag, es war der 3. Oktober 1948, besuchten wir zusammen das Bergarbeiterdorf Catrine. Dort fand nun auch an jedem Samstagabend eine Tee-Versammlung statt. Man traf sich in einer alten Kapelle, die man jetzt „Evangeliums-Halle“ nannte, weil sie von den „Offenen Brüdern“ übernommen worden war.

Die kleine Gemeinde hätte von sich aus ein solches Abendprogramm nicht auf die Beine stellen können. Deshalb lud sie jeden Samstag eine Gruppe aus einer anderen Nachbar-Gemeinde ein, um den Abend zu gestalten. Diesmal waren junge Leute aus Irvine gekommen. Sie traten mit einem Jugendchor auf und sangen frische christliche Lieder. Auch ich bekam ein Liederbuch in die Hand gedrückt und wurde aufgefordert, laut und kräftig mitzusingen.

Wieder gab es Tee und Kuchen, und obwohl die Schotten grundsätzlich sehr freundlich und gastfrei sind, fiel mir hier die Herzlichkeit besonders auf. Geizig sind die Schotten so wenig wie die Ostfriesen geistig beschränkt. Aber sie haben Humor; sie bringen etwas

fertig, was längst nicht jeder kann: sie erzählen gern Witze über sich selbst. Im Blick auf die Fähigkeit, über mich selbst zu lachen, habe ich in Schottland viel gelernt.

Auch wenn es um Christus und das Evangelium ging, war das für sie keine traurige, todernste Sache, sondern sie konnten einem solchen Abend durchaus etwas Fröhliches abgewinnen. Sie sind schneller bereit, sich mitzuteilen, und viel freier, wenn es darum geht, ihre Gefühle zu äußern, als zum Beispiel die Engländer. Das alles hat vermutlich dazu beigetragen, daß ich an jenem Abend begriff, was Gott mir sagen wollte.

Unter anderem berichtete ein junger Mann, der erst vor sechs Wochen Christ geworden war. Man konnte ihn beim besten Willen nicht als begabten Redner bezeichnen. Er geriet verschiedentlich ins Stottern, verhaspelte sich und blieb mitten im Satz stecken. Aber was er sagen wollte, war nicht zu überhören. Denn den entscheidenden Satz wiederholte er immer wieder: „I am happy. I am happy. I am happy“ (Ich bin glücklich, glücklich, glücklich).

„Mann“, sagte ich zu mir, „ich wollte, das könnte ich von mir auch sagen!“ Aber ich wußte nicht, wie man das anstellen mußte. Doch gegen Schluß der Veranstaltung trat ein Mann ans Rednerpult, offensichtlich der Leiter der Gruppe aus Irvine. Er streckte seinen rechten Arm aus, deutete mit dem Zeigefinger genau auf mich (jedenfalls meinte ich das) und rief in den Saal: „Du brauchst Jesus!“

Ich duckte mich und zog den Kopf ein, so persönlich traf mich das, obwohl ich mir natürlich sagte, daß der Mann mich gar nicht kennen konnte. Später stellte sich dann heraus, daß er mich überhaupt nicht wahrgenommen hatte. Aber ich spürte, daß Gott mich, mich und keinen anderen meinte, ganz egal, wie die Dinge äußerlich zusammenhingen.

Ich dachte: Mann, mit dir möchte ich gern mal reden! Und prompt sagte er postwendend in die Versammlung hinein: „Wer sich heute abend bekehren will und sein Leben Jesus anvertrauen möchte, der kann anschließend zu mir kommen. Ich bin gern bereit, mit ihm zu sprechen.“

Mein Entschluß stand fest: Das werde ich tun! Aber zunächst wurde noch ein Lied gesungen. Es folgten langatmige Bekanntmachungen und noch ein Chorlied. Als die Veranstaltung dann tatsächlich zu Ende war, stellte ich fest, daß mein Wunsch, mit jenem Mann zu sprechen, merklich nachgelassen hatte. Plötzlich spürte ich ein ganz anderes Bedürfnis: nämlich den Drang nach draußen, nur weg von hier! Ich wollte hinein, und zugleich wollte ich hinaus.

Und zunächst nahmen mir die Menschen, die aus dem Saal drängten, die Entscheidung ab. Sie schoben mich einfach zum Ausgang. Ich erreichte die Tür des Vorraums und schaute in die dunkle Nacht. Und in meinen widerstreitenden Gefühlen gewann immer wieder ein Gedanke die Oberhand: So dunkel wird in Zukunft dein Leben sein, wenn du vor der Entscheidung für Gott wegläufst!

Ich stand bereits in der Tür, aber da habe ich kehrtgemacht und bin zurückgegangen. Vielleicht war ich nicht gerade höflich und habe unsanft von meinen Ellenbogen Gebrauch gemacht, als ich mich gegen den Strom wieder nach vorn arbeitete. Aber jetzt stand mein Entschluß endgültig fest. Als ich den Mann vorn am Rednerpult erreichte, erklärte ich: „Ich möchte mich bekehren.“

Allerdings hatte ich keine Ahnung, wie das gehen sollte. Das Wort „converted“ hatte ich in jenen Wochen zum erstenmal gehört. Aber ich wußte, daß damit die Hinwendung zu Jesus Christus gemeint war, die Rückkehr zu Gott, mit allem, was dazugehört.

Der Mann, den ich angesprochen hatte, nahm sich Zeit für mich. Er öffnete seine Bibel und las mir eine ganze Reihe von Bibelstellen vor. Dann fragte er: „Verstehen Sie das?“

Ich sagte: „Nein.“ Und das war die volle Wahrheit.

An meinem Akzent merkte der andere, daß ich kein Schotte war. Und als ich ihm erklärte, daß ich Deutscher sei, meinte er: „Dann wollen wir's einfach machen.“ (Mit der nun folgenden einfachen Erklärung der Grundfragen des Glaubens wurde dieser Mann maßgebend für meine ganze spätere evangelistische Verkündigung.)

„Wissen Sie, was Sünde ist?“ fragte er mich.

Und ob ich das wußte. Die Gebote Gottes kannte ich von Kind auf. Und mir war klar, daß ich sie so ziemlich alle übertreten hatte.

Dann aber fragte er: „Sind Sie bereit, mit der Sünde zu brechen?“

Diese Frage konnte ich nicht sofort beantworten. Ich sah jetzt mein Leben in einem anderen Licht; ich erkannte nicht nur einzelne Sünden, sondern daß ich insgesamt falsch gelebt hatte. Und das alles sollte ich aufgeben, von einem Augenblick zum anderen damit Schluß machen? Ich wollte das schon, aber ich kannte auch mich selbst zur Genüge. Verwirrt und ratlos sah ich meinen Gesprächspartner an und sagte: „Ich will es versuchen.“

Aber damit war er nicht einverstanden. „Nicht versuchen, vertrauen“, erklärte er.

In diesem Augenblick fiel mir ein, was die jungen Leute, die ich in den zurückliegenden Wochen über ihr Christsein hatte reden hören, immer wieder betont hatten. Aus eigener Kraft hätten sie das

nie geschafft, hatten sie immer wieder erklärt. Das brächte überhaupt kein Mensch fertig. Nur Gott könne einem Menschen die Kraft geben, seine Sünde loszulassen, und nur Gott könne das Leben eines Menschen so verändern, daß es Seinem Willen entspreche. — Das also meinte dieser Mann mit dem Satz: „Nicht versuchen, sondern vertrauen.“

Da habe ich Gott einfach mein Ja-Wort gegeben. Es war nicht mehr als das schlichte Wort: „Yes“.

In der Zwischenzeit hatte sich der Saal geleert. Wir knieten an zwei Stühlen nieder. Er betete für mich, und dann habe auch ich mit Gott geredet. Was ich gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Aber ich weiß, daß ich Gott mein Leben überantwortet habe. Ich habe ihm versprochen, seinen Sohn Jesus Christus in mein Leben einzulassen, damit er in Zukunft darüber bestimme.

Als ich an jenem Abend mit dem Fahrrad auf die Farm zurückfuhr, sang ich immer wieder einen der Chorusse vor mich hin, den ich in der Veranstaltung gelernt hatte: „Er lebt, Er lebt, mein Jesus lebt auch heut'. Du fragst, wie weißt du, daß Er lebt? Er lebt im Herzen mir.“

Ein Christ tut seine ersten Schritte

Glaubenserfahrungen zwischen Kuhstall und Gemeinde

An jenem Abend in Catrine waren alle meine Zweifel verfliegen. Ich war gewiß, daß Gott mein Leben in seine Hand genommen hatte. Ein bis dahin ungekannter Friede erfüllte mich, und ich freute mich riesig. Ich wußte: ich hatte eine Entscheidung getroffen, die längst fällig war. Jetzt glaubte ich an Jesus Christus. Und damit war ich zu Gott, von dem ich mich als junger Bursche abgewendet hatte, zurückgekehrt.

Aber Hochstimmungen dieser Art kann man nicht einwecken. Am nächsten Morgen hatte ich, zusammen mit meinem deutschen Arbeitskameraden, 40 Kühe zu melken, zu füttern und die Ställe auszumisten. Aber man hatte mich zum Gottesdienst eingeladen, und ich schaffte es, um 11 Uhr wieder in der Gemeinde zu sein.

Nun erkannte ich erst, wie klein die Gemeinde wirklich war. Etwa 12 bis 15 Personen saßen auf vier Bänken, die im Viereck angeordnet waren. In der Mitte stand ein einfacher Tisch mit Brot und Wein darauf.

Der Morgengottesdienst war der Anbetung gewidmet. Die Gemeinde erinnerte sich daran, was Gott für sie getan hatte. Abwechselnd wurden Lieder gesungen, Bibeltex te vorgelesen, Gebete gesprochen. Dabei ging es immer um die Liebe, Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes. Und die wird für uns Menschen nun einmal am deutlichsten darin erkennbar, daß dieser heilige Gott seinen Sohn auf die Erde schickt und ihn durch den Tod am Kreuz unsere Schuld vernichten und unsere Strafe auf sich nehmen läßt.

Das Brot wurde herungereicht, und jeder brach ein Stück davon ab. Danach ging der Kelch von Hand zu Hand, und alle tranken daraus. Nun lenkten Bibelverse und Lieder die Aufmerksamkeit der Gemeinde darauf, daß dieser Jesus Christus auferstanden, und jedem, der an ihn glaubte, heute und jetzt ganz nahe war. Es war ein Gottesdienst, bei dem Jesus im Mittelpunkt stand.

Ich fuhr zur Farm zurück. Zwei Stunden harter Arbeit lagen vor mir, wenn ich in dieser Zeit die gesamte Stallarbeit bewältigen wollte. Aber um 19.00 Uhr war in der Gospel-Hall Evangeliumsverkündigung, und da gehörte ich hin. Ich schaffte es, wenn auch etwas verspätet, aber ich war begierig, mehr zu hören. Doch der Redner sprach so monoton, daß ich, müde von einer Woche harter Arbeit im Freien, immer wieder einschlie ß.

Am nächsten Morgen hingen die Wolken tief. Es regnete, wie so oft in Schottland. Ängstlich horchte ich in mich hinein, ob das Hochgefühl der Verbindung mit Gott, das mich über das Wochenende erfüllt hatte, nun völlig zerronnen sei. Das Wissen um die Nähe Gottes war noch da, aber es war nicht mehr wie am Samstag und Sonntag. Ich war unsicher und schlecht gelaunt, weil ich Angst hatte, das neue Leben mit Gott wieder zu verlieren.

Als ich mittags zum Essen kam, war ein Brief für mich da. Ein Mann, der von meiner Entscheidung für Christus gehört hatte, schickte mir ein kleines Büchlein, das von der Gewißheit des Glaubens handelte. Ich habe den Inhalt dieses Heftes buchstäblich verschlungen. Es enthielt genau die Antwort auf die Fragen, die mich umtrieben. Ich begriff, daß ich mich nicht auf meine Gefühle verlassen konnte. Die Gewißheit, daß Gott mich angenommen und mir meine Schuld vergeben hatte, konnte sich nur auf die Zusagen stützen, die Gott uns in der Bibel macht. Nur wenn ich auf das hörte, was Gott mir sagte, konnte ich seinen Willen erkennen. Genauso erhielt ich nur durch sein Wort die Gewißheit der Erlösung.

Es ging also darum, die Bibel zu lesen, um zu erkennen, was Gott mir sagen wollte. Einige wichtige Bibelstellen waren in dem Heft abgedruckt. Sie halfen mir jetzt, weil ich ja noch keine Bibel besaß. Da stand zum Beispiel: „Solches habe ich euch geschrieben, die ihr glaubet an den Namen des Sohnes Gottes, auf daß ihr wisset, daß ihr das ewige Leben habt“ (1. Johannesbrief, Kapitel 5, Vers 13).

Mit einem Bleistift unterstrich ich die Worte „haben“ (ich habe also das ewige Leben), „wissen“ (ich weiß, daß ich es habe) und „geschrieben“ (ich weiß, daß ich es habe, weil es geschrieben steht). Ich habe mich bei diesem Mann später herzlich dafür bedankt, daß er mir mit einer kleinen Schrift so entscheidend geholfen hatte.

Am Sonntagabend hatte ich in den Bekanntmachungen gehört, daß man sich am Montagabend im Gemeindehaus treffen wolle, um den Fußboden des Saales zu reinigen. Ich schaffte zwar die vereinbarte Zeit nicht ganz, weil ich nicht früher von der Farm wegkam, aber ich war zur Stelle. Zu meiner Überraschung stellte ich fest, daß außer mir nur Frauen gekommen waren. Nun, dachte ich, die Männer fühlen sich für solche Putzarbeit vielleicht nicht zuständig, aber mir war sie recht. Und so tat ich meinen ersten Dienst im „Reich Gottes“ auf den Knien: ich schrubbte den Fußboden.

Am Dienstag war Bibel- und Gebetsstunde. Ich bekam eine große, dicke Bibel geschenkt. Aber die biblischen Fragen, die an diesem Abend besprochen wurden, gingen über meinen Kopf hinweg. Ich hatte ganz andere Probleme. Deshalb war ich dankbar, daß

mich anschließend die McPhee's zu sich nach Hause einluden. Der Vater und Sohn Bill nahmen sich Zeit, auf meine vielen Fragen einzugehen. Bei Tee und Kuchen saßen wir noch lange zusammen, bis es Zeit wurde, auf die Farm zurückzukehren.

Im Lauf der nächsten Tage wurde mir immer deutlicher, daß ich jetzt zwar ein Christ war und in meiner ganzen Lebensführung Jesus gehorsam sein wollte, aber ich wußte noch nicht, wie man das macht. Ich verfiel in alte Gewohnheiten und merkte plötzlich, daß sie nicht mehr zu mir paßten. Ich war bekümmert über mich selbst. Eigentlich begann ich erst jetzt ganz allmählich zu begreifen, was für ein schlechter Kerl ich tatsächlich war.

Hans und Margret besuchten mich auf der Farm. Und sie merkten sofort, was mit mir los war. „Es ist alles so dunkel“, sagte ich.

Da schaute mich Margret an und entgegnete: „Aber Jesus hat gesagt: ‚Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht im Finstern wandeln, sondern er wird das Licht des Lebens haben.‘“

Dieses Wort half mir. Ich begriff, daß ich mich ausschließlich um meine Gedanken und Gefühle gedreht hatte, statt die Bibel zur Hand zu nehmen und, vielleicht anhand eines kurzen und einfachen Abschnitts in den Evangelien, mich mit dem zu beschäftigen, was Jesus gesagt hat. Wir sprachen lange darüber. Ich hatte eine wichtige Lektion gelernt. Von dem Tag an begann ich, regelmäßig die Bibel zu lesen.

Ich war etwa eine Woche Christ, da feierten wir auf der Farm das Erntedankfest. Mein deutscher Arbeitskamerad und ich hatten das Zimmer, das wir gemeinsam bewohnten, aufgeräumt und auch uns selbst so fein gemacht, wie es die Umstände erlaubten. Der Abend sollte im Kreise der Familie festlich begangen werden.

Wir warteten in unserem Zimmer auf das Zeichen zum Abendessen. Ich stand mit dem Rücken zum offenen Fenster und rauchte eine Zigarette. Seit meiner Soldatenzeit war ich ein Kettenraucher, der täglich seine 40 bis 50 Zigaretten konsumierte. Doch nun meinte mein Kollege plötzlich: „Du rauchst in letzter Zeit gar nicht mehr so viel.“

Ich war erstaunt, daß er das gemerkt hatte, denn mir selbst war es eigentlich kaum aufgefallen. Aber ich hatte in den letzten Tagen viel über die Frage der Abhängigkeit von bestimmten Gewohnheiten nachgedacht. Schon als ich die ersten Tee-Versammlungen besuchte und noch kein Christ war, hatte ich mich gefragt, ob dieser Glaube, von dem die jungen Leute sprachen, vielleicht bewirken könne, daß ich nicht mehr zu rauchen brauchte. Wenn dieser Glaube das war, was er versprach, dann mußte mit ihm eine Kraft ver-

bunden sein, die dazu befähigte, Dinge, die man als nicht richtig erkannte, zu korrigieren.

Also sagte ich leichthin zu meinem Kollegen: „Ich glaube, ich werde überhaupt zu rauchen aufhören.“ Und als er mich daraufhin fassungslos anstarrte, fügte ich hinzu: „Ich glaube, daß Jesus Christus mich davon freimachen kann!“

Spontan rief er aus: „Wenn dir das gelingt, dann glaube ich, daß euer Club was wert ist.“

Ich hielt die halbgerauchte Zigarette noch zwischen meinen Fingern. Jetzt hob ich sie ihm entgegen und fragte ihn: „Siehst du die?“ — Dann warf ich sie mit einem Schwung zum Fenster hinaus und erklärte: „Das war die letzte Zigarette, die ich geraucht habe.“

Im nächsten Augenblick erschrak ich über meine eigenen Worte. Ich wußte doch, wie oft ich vergeblich versucht hatte, das Rauchen aufzugeben, wie oft ich mir vergeblich vorgenommen hatte, meinen Zigarettenkonsum wenigstens einzuschränken. Und schon formte sich im Hintergrund ein rettender Gedanke: „Aber Pfeife kannst du ja auch weiterhin rauchen!“ Doch ich wußte, was ich gesagt und was ich damit gemeint hatte.

Das alles geschah nicht aus einer Laune heraus. Der Gedanke beschäftigte mich seit Tagen, und im Grunde glaubte ich, daß Jesus Christus mich freimachen konnte. Aber frei war ich noch keineswegs. Ich blieb zwar den ganzen Abend über standhaft, obwohl der Farmer immer wieder zu mir herüberkam und mir etwas zu rauchen anbot. Daraufhin erklärte ich jedesmal: „Danke, ich rauche nicht.“

Das erste Mal hielt er das für einen Spaß. Beim zweitenmal fragte er: „Seit wann denn?“

Ich entgegnete: „Seit heute abend.“

Er konnte das nicht begreifen, schließlich kam er wohl zum zehnten Mal vorbei und meinte: „Komm, sei doch kein Spielverderber!“ Doch dann begriff er, daß es mir ernst war. Achselzuckend ging er weiter.

Wir feierten lange und ausgiebig an jenem Abend. Als ich anschließend auf mein Zimmer kam, überfiel mich ein regelrechter Heißhunger nach einer Zigarette. Die Packung mußte noch in meinem Arbeitszeug stecken. Also ging ich die Treppe wieder hinunter, um sie zu holen. Doch in meinem Arbeitszeug war sie nicht. Und da fiel es mir ein: Sie ist oben im Zimmer in der Schublade.

Ich gebe offen zu, daß ich nicht die Kraft gehabt hätte aufzuhören. Aber während ich die Treppe langsam wieder hinaufstieg, war das Verlangen, rauchen zu müssen, plötzlich weg. Es gab auch kei-

nen Kampf mehr. Als ich ins Zimmer kam, konnte ich — und es machte mir keine Mühe — schlafen gehen, ohne eine Zigarette angezündet zu haben. Ich wachte in der Nacht zwar auf; denn gewöhnlich hatte ich auch nachts eine Zigarette geraucht, aber ich konnte mich umdrehen und weiterschlafen. Auch am nächsten Tag kehrte das Verlangen zu rauchen nicht zurück. Ich meinte zu träumen. Aber auch an den folgenden Tagen überfiel mich nie wieder das Bedürfnis nach einer Zigarette.

Erklären kann ich das nicht. Ich denke, Gott wußte, wie schwach ich war, und hat deshalb mein Vertrauen zu ihm nicht enttäuscht. Natürlich zeigten sich auch bei mir die üblichen Entzugserscheinungen. Ich wollte dauernd etwas trinken, der Schweiß brach mir aus, und immer wieder quälte mich ein nagendes Hungergefühl. Aber das Verlangen zu rauchen stellte sich nicht mehr ein. Als ich einige Tage später auf dem Oberdeck eines Busses, wo geraucht werden durfte, in die Stadt fuhr, empfand ich den Rauch als unangenehm.

Ich weiß, daß Christen keineswegs immer so von Bindungen frei werden, wie ich es erlebt habe. Oft bleiben ihnen über lange Zeit Kämpfe und Anfechtungen nicht erspart, sie versagen und müssen sich Gott neu zur Verfügung stellen, und es ist nur seine Güte und Geduld, die sie aufrecht hält. Dennoch war die Erfahrung der plötzlichen Befreiung für mich eine große Stärkung meines Gottvertrauens.

In diesen Wochen besuchte ich nicht nur samstags und sonntags und am Dienstagabend die Veranstaltungen der Gemeinde, sondern ich wurde darüber hinaus zwei- bis dreimal in der Woche von verschiedenen Familien eingeladen. Diesen Besuchen verdanke ich viel. Die Menschen, mit denen ich hier zusammentraf, waren nach Herkunft, Bildung und Einkommen verschieden. Aber sie alle verstanden vom Neuen Testament und seiner Lehre mehr als ich. Ich brachte zu jenen Treffen nur die Fragen mit. Oft rückte ich mit einer langen Liste von Problemen an.

Dann wurde die Bibel aufgeschlagen und im Gespräch eine Frage nach der anderen beantwortet. Für mich gab es dabei eine Menge zu lernen. An manchen Abenden hatte ich ein richtiges „Aha-Erlebnis“, weil mir eine Sache, die mich schon lange beschäftigte, plötzlich klar wurde. Allerdings machte ich es meinen Gesprächspartnern nicht immer leicht; ich konnte hartnäckig zurückfragen, wenn mich eine Antwort nicht zufriedenstellte. Aber eins war für mich klar: Wenn ich in einer biblischen Aussage erkannte, daß sie den Willen Gottes ausdrückte, dann war sie auch für mein Leben verbindlich.

Im Lauf unserer Unterhaltungen kamen wir auch darauf zu sprechen, daß nach den Berichten der Apostelgeschichte die Menschen, die das Wort Gottes gehört hatten und Christen geworden waren, sich anschließend taufen ließen. Das war für mich ein völlig neuer Gesichtspunkt. Ich hatte zwar als Kind im Religionsunterricht gehört, daß in den ersten Christengemeinden die Täuflinge ganz im Wasser untergetaucht wurden. Aber ich selbst kannte nur die Kindertaufe.

Jetzt erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß die Gemeinde, die ich nun besuchte, auf die gleiche Weise taufte wie die Urgemeinde. In der Kindertaufe sah man mehr eine Art Darbringung, eine Weihe an Gott. Damit hatte ich ein neues Problem. Ich ließ mir sämtliche Bibelstellen aufschreiben, in denen von der Taufe die Rede war, und begann, sie eingehend zu studieren. Und nach einer Woche stand mein Entschluß fest: „Ich möchte auch so getauft werden, wie es von den ersten Christen in der Apostelgeschichte berichtet wird.“

Dazu war man in der Gemeinde keineswegs bereit. Erstens war ich Ausländer, zweitens erst wenige Wochen Christ und drittens ein unruhiger Geist mit vielen Fragen. Da schien es ratsam, erst einmal abzuwarten und zu sehen, wie das Bürschchen sich entwickelte. Man nannte das eine Prüfungszeit.

Ich war enttäuscht. Und dann setzte ich mich zur Wehr: „Wenn die Bibel für mich gilt, dann gilt sie auch für euch“, argumentierte ich. Und ich wies darauf hin, daß in der Apostelgeschichte nichts davon gesagt sei, daß zwischen der Hinwendung zu Christus und der Taufe eine Prüfungszeit zu absolvieren sei. Schließlich gaben sie nach, und der Tauftag wurde festgesetzt. Das Ereignis selbst fand in der Nachbargemeinde statt, da unsere Gemeinde kein Taufbecken besaß. Am 9. November ließ ich mich, der noch nie Zeuge einer Taufe durch Untertauchen gewesen war, aufgrund meines Glaubensbekenntnisses taufen.

Ich schrieb davon auch meinen Leuten zu Hause und löste damit einen gelinden Skandal aus. Meine Mutter beschwor mich, nicht vom wahren Glauben abzuweichen und die rechte Auslegung der Bibel den gelehrten und studierten Männern zu überlassen. Aber hier war wichtiger, was ich selbst vor Gott für mich als richtig erkannt hatte. Ich wußte, Gott hatte mit mir einen Bund gemacht, und dazu hatte ich mich nun auch zeichenhaft bekannt.

Vor den Gemeindeveranstaltungen am Samstag- und Sonntagabend trafen sich einige Gemeindeglieder an einer nahegelegenen Straßenecke, direkt gegenüber einer schottischen Kneipe. Wir stell-

ten uns im Kreis auf und sangen ein evangelistisches Lied. Dann sagte jeder von uns ein Bibelwort auf. Mir überließ man Johannes 3, Vers 16, weil es der einzige Bibelvers war, den ich englisch auswendig konnte. Wir sangen noch ein Lied und luden dann die Menschen, die in unserer Nähe stehengeblieben waren, in unsere Veranstaltung ein. Vor allem waren das Männer, die, den Bierkrug in der Hand, aus der Kneipe herausgekommen waren.

Es kam selten vor, daß einer von ihnen unserer Einladung folgte. Aber ich lernte einen Mann kennen, der als stadtbekannter Trinker durch eine solche Straßenversammlung den entscheidenden Anstoß erhielt, sein Leben Christus zu überantworten, und der von jenem Tag an den Schnaps stehen ließ.

Aber das war eine Ausnahme. Meist stand das Häuflein der Getreuen allein an der Straßenecke. Sie sangen ihr Lied und sprachen ihre Einladung aus. Aber es öffnete sich kaum ein Fenster auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Ein wenig enttäuscht zogen sich die Christen daraufhin in ihre „Gospel-Hall“ zurück. Aber sie sprachen sich gegenseitig Mut zu: „Wir haben unsere Pflicht getan, die anderen auf die Liebe Gottes aufmerksam gemacht und sie eingeladen.“ — Beides, die Treue und die scheinbare Vergeblichkeit solchen missionarischen Bemühens, hat mich in den ersten Wochen meines Christseins stark beeindruckt.

Die Mittagspause auf der Farm benutzte ich nun zum Bibelstudium. Etwa eine halbe Stunde stand mir zur Verfügung. Aber ich muß gestehen, daß oft nicht viel dabei herauskam. Ich kannte die Bibel zu wenig. Ich las einen Textabschnitt, aber ich begriff nur hier und da die Bedeutung eines Verses. Das meiste blieb mir verschlossen.

An den Abenden war ich viel unterwegs. Entweder besuchte ich christliche Veranstaltungen, oder ich war bei christlichen Familien zu Gast. Bald merkte ich, daß ich zu viel unterwegs war. Daraufhin legte ich für mich selbst zwei Abende pro Woche fest, an denen ich grundsätzlich auf der Farm blieb.

Dann kam jener Mittwochabend, der mir unvergeßlich bleiben wird. Es regnete draußen, wie so oft in Schottland. Mein Zimmerkollege war zu Freunden gefahren, so war ich allein. Es fällt mir schwer, dieses Erlebnis zu beschreiben. Aber da es für mich entscheidend wurde, will ich es trotzdem versuchen. Ich hatte an diesem Abend nicht nur das Bedürfnis, in der Bibel zu lesen; das tat ich täglich. Es drängte mich niederzuknien, Gott anzurufen und ihm zu danken. Ich weiß nicht, wieviel Zeit ich so zugebracht habe. Irgendwie war ich an diesem Tag Gott näher als sonst. Ich empfand

seine Gegenwart so stark, intensiv und beglückend, wie ich es bis dahin nicht gekannt hatte. Ich weiß nur, daß mich an diesem Abend ein Gedanke immer wieder beschäftigte, und den habe ich Jesus Christus gegenüber im Gebet ausgesprochen: „Herr, ich möchte für dich da sein. Ich möchte dahin gehen, wohin du mich sendest. Ich möchte tun, was du mir sagst.“

Daraufhin begann ich, für meine Angehörigen in Deutschland zu beten. Allmählich erweiterte sich die Fürbitte; sie umfaßte die Menschen meiner Heimat, unser Volk, alle Menschen, die die deutsche Sprache sprechen. Das waren keine eigenen Gedanken, die ich mir irgendwie zurechtgelegt hätte. Es war plötzlich da, und ich wußte: das ist Gottes Plan und Wille für mein Leben.

In jener Stunde habe ich allen eigenen Plänen den Abschied gegeben. Eigentlich hatte ich nur für kurze Zeit nach Deutschland zurückkehren wollen, um dann für immer auszuwandern, am liebsten nach Australien oder Neuseeland. Dabei hat sicher eine Rolle gespielt, daß viele Schotten nach Neuseeland ausgewandert sind. Die Kontakte zwischen den Auswanderern und den Daheimgebliebenen waren nie abgerissen. Ich hatte Lichtbildervorträge über die neuen Siedlungsgebiete gesehen und mit manchem Auswanderer, der sich zu Besuch in der Heimat aufhielt, gesprochen. Aber jetzt war für mich klar, daß es galt, alle diese Pläne beiseitezulegen. Ich würde nach Deutschland zurückkehren und dort bleiben. Ich würde den Menschen, die meine Sprache sprechen, erklären, was Jesus mir bedeutete und was ich in Schottland erlebt hatte.

Von diesem Tage an veränderte sich etwas in meinem Bibelstudium. Es fiel mir leichter, Texte und Textzusammenhänge zu verstehen, und ich konnte jetzt auch besser darüber sprechen. Lag es am regelmäßigen Bibelstudium oder an der größeren Freiheit, sich mitzuteilen? Ich begriff nun grundlegende biblische Aussagen und konnte sie auch anderen erklären. Selbst meine Möglichkeiten, mich im Englischen auszudrücken, besserten sich.

Am Sonntag darauf besuchte ich eine christliche Veranstaltung in der Nachbarstadt. In der Pause sprach mich der Leiter an und fragte, ob ich bereit wäre, nach der Pause öffentlich zu sagen, was mir Jesus Christus bedeutet.

Zunächst schaute ich ihn erschrocken an und fragte: „Ich? Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!“

Doch er meinte in der Tat mich. „Wenn die Versammlung wieder beginnt, fordere ich dich auf, uns zu erzählen, was du in letzter Zeit mit Christus erlebt hast“, erklärte er. „Du brauchst ja nicht lange zu reden. Eine Minute genügt.“

Er ließ mir keine Wahl. Nachdem die Versammlung wieder begonnen hatte, forderte er mich auf, ans Rednerpult zu treten. Zögernd und stockend begann ich zu sprechen. Aber plötzlich machte es mir Freude, den anderen mitzuteilen, was Jesus Christus an mir getan hatte. Die Minute, die man mir zugebilligt hatte, reichte gar nicht aus.

Als ich das Podium wieder verließ und an meinen Platz zurückgehen wollte, trat mir ein Mann in den Weg und sagte: „Gott hat dich zum Evangelisten berufen.“

Ich fragte zurück: „Entschuldigen Sie, Sir, was ist das, ein Evangelist?“

Er erklärte es mir bereitwillig: „Das ist ein Mann, der von einem Ort zum anderen reist, um die Menschen mit dem Evangelium bekanntzumachen und ihnen zu erklären, wie sie an Jesus Christus glauben können.“

„Das hat Gott mir am vergangenen Mittwoch auch klargemacht“, antwortete ich.

Das war eine Begegnung, die ebenso befreiend wirkte, wie sie mich meiner Sache gewiß machte. Ein mir unbekannter Mann bestätigte, was ich selbst in der Stille erkannt hatte. Zwei Monate später kehrte ich nach Deutschland zurück.

Trümmerfelder und Stolpersteine

Erste Erfahrungen im Nachkriegs-Deutschland

Ratatat, ratatat, sangen die Räder des holzverkleideten Dritter-Klasse-Waggons, in dem wir, vorbei an schmucken Dörfern, durch die holländische Wiesenlandschaft in Richtung Heimat fuhren. Das war im Januar 1949, und der Zug war mit entlassenen Kriegsgefangenen voll besetzt. Die meisten hatten in den letzten Jahren in Bergwerken oder in der Landwirtschaft gearbeitet. Als Kriegsgefangener fühlte sich allerdings keiner mehr; denn in den letzten beiden Jahren waren uns zunehmend die Rechte von Zivilisten mit entsprechenden Freiheiten eingeräumt worden.

Wir waren Deutsche und sprachen im Zug natürlich unsere Muttersprache. Aber je näher wir der Grenze kamen, um so stärker fiel uns auf, daß wir unsere Unterhaltung in einem drolligen deutsch-englischen Kauderwelsch führten. Mitten in einem deutschen Satz verwendeten wir plötzlich englische Begriffe. Wir sagten „getalkt“ statt gesprochen, „gejump“ statt gesprungen, und als wir an einer Scheune vorüberfuhren, rief einer: „Schau mal, da drüben der ‚barn‘.“ Wir haben viel gelacht, als wir uns gegenseitig halfen, die Anglizismen aus unserer Sprache auszumerzen.

Dann erreichten wir die deutsche Grenze, sahen das erste deutsche Ortsschild, das erste deutsche Dorf. Wir jubelten, schlugen uns gegenseitig auf die Schulter und rechneten aus, wie lange wir wohl noch bis Münster brauchten.

Dann wurde es allmählich still im Abteil. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Wir versuchten, uns vorzustellen, was uns zu Hause erwartete, und es funktionierte nicht. Wir waren zu lange weg gewesen. Die meisten von uns hatten die Heimat ein halbes Jahrzehnt nicht gesehen. Viele hatten Haus, Wohnung und Angehörige verloren, andere stammten aus Ostdeutschland. Sie standen vor einer neuen, schweren Entscheidung: sollten sie in die Ostgebiete zurückgehen oder im Westen einen Neuanfang versuchen?

So mancher wollte nach einigen Wochen Urlaub ohnehin nach England zurückkehren. Die einen wegen des Mädchens, mit dem sie sich dort angefreundet hatten, andere, weil ihnen die Bitterkeit immer noch tief in den Knochen saß.

Endlich gab uns der Schaffner das erlösende Stichwort: „Münster Hauptbahnhof, alles aussteigen, der Zug endet hier!“ — Ein letztes Mal begann sich die Mühle der Bürokratie zu drehen:

Schlange stehen, Papiere ausfüllen, Fragen beantworten. Schließlich hatte ich noch zwei Schecks einzulösen. Den einen aus USA, den anderen aus Großbritannien. Für insgesamt drei Jahre, drei Monate und neun Tage Arbeit als Kriegsgefangener erhielt ich, wenn ich mich recht erinnere, etwas mehr als 1.680,- Mark, dazu das übliche Entlassungsgeld. Das war gewiß kein Reichtum. Aber vor wenigen Monaten hatte, bedingt durch die Währungsreform, jeder Deutsche mit 40,- DM neu anfangen müssen. Im Vergleich dazu konnte sich die Auszahlung sehen lassen; denn immerhin war es das neue Geld, das jetzt große Kaufkraft besaß.

Endlich hielt ich meinen Entlassungsschein in der Hand. Die Verabschiedung von Freunden und Bekannten ging nun mit einem Male sehr schnell. Jeder wollte den nächsten Zug Richtung Heimat erreichen. So kam ich am späten Nachmittag, als es bereits zu dunkeln begann, am Essener Hauptbahnhof an.

„Nach Bottrop geht kein Zug“, klärte mich ein Schaffner auf, „Sie nehmen besser die Straßenbahn.“ Und da war sie tatsächlich noch, die gute, alte Linie 3, mit der ich schon als Kind gefahren war. Sie rasselte und schlingerte jetzt noch stärker als früher, und niemand konnte es ihr übelnehmen; denn sie führte durch eine zerbombte Stadt.

Der Wagen war überfüllt, aber ich hatte Glück und erwischte einen Fensterplatz. Mit meinem riesigen Koffer war das gar nicht so einfach, zumal mir unterwegs der Griff abgerissen war. Ich hatte zwar versucht, die Sache mit Riemen und Kordel notdürftig zu flicken, aber das Monstrum war einfach zu schwer. Doch wer wollte sich in jenen Tagen nicht mit Kaffee, Fleischbüchsen und anderen Kostbarkeiten abschleppen! Zwar konnte man diese Dinge jetzt in Deutschland auch wieder kaufen, aber für viele waren sie nicht erschwinglich.

Amerikanische und britische Bombengeschwader hatten in den letzten Monaten des Krieges ganze Arbeit geleistet. Ich dachte an das großspurige Wort Hitlers, der vom Ausradieren britischer Städte gesprochen hatte. In Wirklichkeit hatte er sein eigenes Land zerstört.

Rund um den Essener Hauptbahnhof fiel das noch gar nicht so auf. Da war der Schutt weggeräumt. Auch die Straßen, durch die wir fahren, waren frei von Trümmern, und rechts und links sah man die Fassaden der Häuser. Aber wenn man näher hinschaute, konnte man durch die leeren Fensterhöhlen den Himmel sehen. Es standen nur noch die Vorderseiten der Häuser, alles andere war ausgebrannt und eingestürzt. Trümmerhaufen reihte sich an Trüm-

merhaufen, ganze Viertel waren eingäschert. Dazwischen aber gab es Straßenzüge, die wie durch ein Wunder verschont oder nur wenig in Mitleidenschaft gezogen worden waren.

Dort sammelte sich nun die große Schar der Zurückgebliebenen und der Zurückkehrenden, wohnte in Kellern, Schuppen und jeder Art von Unterschlupf. Wer einen Schrebergarten mit einem noch so bescheidenen Holzhäuschen besaß, schätzte sich glücklich. Eine Wohnung bekam man nur auf Zuweisung, und auch dann nur eine bestimmte Zahl von Quadratmetern pro Person. Wer über mehr Wohnraum verfügte, als ihm auf Grund der Zahl der Familienangehörigen zustand, mußte ein Zimmer abtreten. So wohnten oft zwei oder drei Familien in einer Wohnung. Sie teilten den gemeinsamen Flur und die Küche, ja oft den einzigen Wasserhahn.

Aber die Menschen waren von einem unbändigen Aufbauwillen erfüllt. Es lohnte sich wieder zu verdienen. Das Geld war wieder etwas wert. Die Zeit des Schwarzen Marktes war vorbei und damit auch die Zeit der Kompensationsgeschäfte, die dadurch zustande gekommen waren, daß es zu viel wertloses Geld und zu wenig Waren gab.

Von der Haltestelle an der Osterfelder Straße schleppte ich meinen Koffer um die Ecke in die Sterkrader Straße. Im Haus Nr. 104 wohnte meine älteste Schwester mit ihrer Familie; bei ihr hatten auch meine Mutter und meine jüngste Schwester Aufnahme gefunden.

Berücksichtigt man unsere kühle westfälische Art, die für die waschechten Bottroper typisch ist, so waren das Wiedersehen und die Begrüßung überwältigend. Aber so sehr ich mich freute, wieder zu Hause zu sein, es fiel mir schwer, mich im deutschen Nachkriegsalltag zurechtzufinden. Nachdem man fast 6 Jahre unter mehr oder weniger strengen Kontrollen gelebt hatte, war es gar nicht leicht, sich auf eine völlig neue Situation umzustellen, in der man keine Vorschriften zu befolgen hatte, niemanden fragen, aber alles selbst verantworten mußte.

Als ich das Amtszimmer des Rathauses betrat, um mich anzumelden, zuckte ich dann doch zusammen. Da saß der Beamte, der mich vor etwa 10 Jahren angeschrien hatte: „Geh nochmal raus, und wenn du reinkommst, grüßt du gefälligst anständig mit ‚Heil Hitler!‘“ — Auf dem Rückweg kam ich am Laden jenes Bäckers vorbei, der mit meinem Vater befreundet war und in den dreißiger Jahren einige Monate im Konzentrationslager zugebracht hatte, weil er beim Erzählen von Hitler-Witzen wohl nicht vorsichtig genug gewesen war. Irgendwo gab es da also auch noch die Vergan-

genheit, allerdings so gut es ging verdrängt und beiseitegeschoben, weil das Interesse jetzt anderen Dingen galt.

Deutschland war ein Trümmerhaufen. Millionen von Menschen waren auf den Kriegsschauplätzen gefallen oder bei Bombenangriffen auf deutsche Städte umgekommen. Aber etwas faszinierendes Neues war plötzlich zu spüren: ein Gefühl von Freiheit. Man konnte sagen, was man dachte. Ein solches Deutschland hatte ich bisher nicht kennengelernt; denn ich war acht Jahre alt, als Hitler die Regierung übernahm.

Meiner katholischen Verwandtschaft zuliebe ging ich am Sonntagmorgen mit in die Kirche. Wir hatten das zu Hause immer so gehalten, warum also nicht auch jetzt? Es war eine der sogenannten „Kostgänger-Messen“. Sie begann um 11.00 Uhr und wurde ursprünglich wohl so genannt, weil sie Junggesellen, die irgendwo in Kost und Logie waren, die letzte Gelegenheit zum Gottesdienstbesuch bot; von besagten Herren gern wahrgenommen, weil sie am Samstagabend meist spät ins Bett kamen. Diese Messe ist bekannt für ihre Kürze; um so schwerer fiel es mir, zu dieser unpersönlichen, etwas mystischen Art des Gottesdienstes Zugang zu finden. Das hohe Kirchenschiff der St. Cyriakus-Kirche, die bunten, bleiverglasten Kirchenfenster, die auf mich irgendwie weltfremd wirkten, der Geruch von Weihrauch — all das ließ sich mit der Art von Frömmigkeit, wie ich sie in Schottland kennengelernt hatte, nur schwer in Einklang bringen.

Nach Hause zurückgekehrt, schlich ich auf mein kleines Zimmer, das höchstens 6 qm maß. Hier konnte ich ungestört in der Bibel lesen und mit Gott reden. Diese Stunden gaben mir viel und erfüllten mich mit einer tiefen Freude. In den ersten Tagen und Wochen verbrachte ich auf diese Weise viel Zeit in meinem kleinen Reich.

Meine Mutter und all die anderen Hausbewohner, wir waren insgesamt immerhin acht, wußten nicht so recht, was sie mit mir und meiner Frömmigkeit anfangen sollten. Ich vermied jedes Gespräch über konfessionelle Streitfragen, denn ich war Gast in diesem Haus und glücklich darüber, daß ich hier eine vorläufige Unterkunft gefunden hatte.

„Liest du immer in der Bibel?“ erkundigten sich meine Schwestern.

„Warum machst du kein Kreuzzeichen?“ forschte meine wißbegierige Nichte.

Auf einem Spaziergang in die Stadt versuchte ich, ihr den Unterschied zwischen Inhalt und Form des Glaubens zu erklären. Äußere Formen sind nicht so entscheidend, ja man kann sie sogar selbst

dann noch beibehalten, wenn man gar nicht mehr glaubt. Sie hörte so interessiert zu, daß wir noch dreimal um den Wochenmarkt herumwanderten, und dabei wurde unser Gespräch immer persönlicher.

Vielleicht war es, nach der damaligen Vorstellung meiner Verwandten, zu persönlich. Wir waren zwar alle fromme Leute, die an Gott glaubten und ihr Leben vor ihm führen wollten, aber in der Praxis ließen sich Spannungen und Unterschiede nicht verheimlichen. So wurde ich höflich, aber doch bestimmt gebeten, mir woanders eine Bleibe zu suchen.

Ich fand sie bei meiner Schwester Anni und ihrem Mann Bernhard. Sie verfügten zwar selbst nur über zwei Zimmer in der Wohnung eines Studienrats, aber da ich gerade aus der Gefangenschaft zurückgekommen war, war dieser bereit, mich als dritten Untermieter zu dulden.

Nun besaß ich zwar kein eigenes Zimmer mehr, aber ich konnte auf der Couch im Wohnzimmer schlafen, das gleichzeitig auch als Bad und Küche diente. Wer hätte damals ahnen können, daß Anni und Bernhard einmal bei der Gründung des Missionswerkes NEUES LEBEN dabei sein würden und daß meine Schwester in eben diesem Werk für viele Jahre die wichtige Aufgabe der Bearbeitung der eingehenden Post übernehmen sollte.

Beide waren, noch vom Kindergottesdienst her, für religiöse Fragen offen. Anni hatte sogar, soweit sie sich erinnerte, als Kind einmal Gott ihr Ja-Wort gegeben, ohne allerdings zu wissen, was das nach dem Verständnis des Neuen Testaments alles beinhaltete.

Bernhard hatte in den Jahren der Wanderschaft als Handwerksgehilfe durch einen Jugendherbergsvater Anstöße zum Glauben bekommen, aber über ein gewisses Interesse war das nie hinausgegangen. Die Erlebnisse der Kriegs- und Nachkriegsjahre hatten dann bei beiden die christliche Substanz mehr oder weniger verschüttet. Denn jetzt hatte man an andere Dinge zu denken als an Gott. Und zur Kirche als Institution hatten beide ohnehin keine rechte Beziehung. Daß sie ab und zu hingingen, war eine Sache der Form, entsprach aber keinem Bedürfnis.

Die Tage verbrachte ich nun damit, mir eine Arbeit zu suchen. Ich stellte mich bei verschiedenen Mühlen vor und erkundigte mich beim Arbeitsamt, aber es war gar nicht so leicht, beruflich wieder Tritt zu fassen.

Abends saßen wir dann zu dritt im Wohnzimmer, und es gab für uns im Grunde nur ein einziges Gesprächsthema: das Verhältnis des Menschen zu Gott. Nicht, daß ich darauf gedrängt hätte, sie selbst

brachten die Unterhaltung immer wieder auf diese Fragen. Oft redeten wir bis weit nach Mitternacht miteinander. Zwischen uns lag die aufgeschlagene Bibel. Sie sollte uns als entscheidende Orientierung dienen.

Mir wurde klar, daß ich wieder Kontakt zu einer Gemeinde brauchte. Das hatte mir in Schottland unendlich geholfen; denn dort hatte ich meine Fragen vorbringen und erfahrene Christen um Rat fragen können. Diese Gemeinschaft fehlte mir. Da fiel mir ein, daß die schottischen Freunde mir eine Adresse mitgegeben hatten. Der Mann hieß Paul Schlatter und wohnte in Essen am Stadtwald.

Ich fuhr hin und fand Straße und Hausnummer. Aber wie sollte ich meinen Besuch begründen? Konnte ich einem wildfremden Menschen einfach sagen, daß ich eine christliche Gemeinde suchte? Doch da ging bereits die Tür auf, und etwas unbeholfen erklärte ich: „Ich bin ein Mensch, der an Jesus Christus glaubt.“ Da schob der ältere Herr, der mir gegenüberstand, die Tür noch weiter auf und meinte: „Dann komm mal rein!“

Kurz darauf saßen wir in seiner Dachstube. Ich nehme an, er verfügte überhaupt nur über dieses eine Zimmer mit den schrägen Wänden. Eine Couch, zwei Stühle, ein Tisch, ein kleiner Herd und ein kleiner Schrank bildeten das gesamte Mobiliar. Er fragte, und ich erzählte. Meine Geschichte interessierte ihn, besonders als ich zu schildern begann, wie ich in Schottland Christ geworden war. Dann kochte er einen Kaffee und entschuldigte sich, daß er nicht „echt“ war. Wir nannten dieses Gebräu, das aus gebrannter Gerste hergestellt wurde, „Muckefuck“.

„Leider habe ich nur noch dieses Stück Brot“, erklärte mein Gastgeber bedauernd. Wurst und Butter glänzten durch Abwesenheit. Aber er nahm das Brot in die Hand, sprach ein Dankgebet, brach den Brotkanten in der Mitte durch und gab mir eine Hälfte, während er selbst herzhaft in die andere biß. Es war eine mehr als schlichte Mahlzeit, aber ich habe selten eine herzlichere Tischgemeinschaft erlebt. Das entscheidende war der unsichtbare Dritte, der uns miteinander verband. Von Paul Schlatter erhielt ich je eine Adresse in Duisburg und in Oberhausen-Sterkrade.

Die evangelisch-freikirchliche Gemeinde in Sterkrade war ausgebombt. Wie viele Häuser ringsum war auch das Gemeindehaus dem Erdboden gleichgemacht worden. Nun kam man in einem geräumigen Privathaus zusammen. Zwei Wohnräume, durch eine geöffnete Verbindungstür verbunden, bildeten den Gemeindesaal. Es ging mehr als eng zu. Aber ich hatte Glück und erhielt den Platz in einer der vorderen Reihen. Das Empfehlungsschreiben meiner schotti-

schen Gemeinden behielt ich vorsichtshalber zunächst in der Tasche. Wer weiß, ob das keine Irrlehrer sind, sagte ich mir.

In der Mitte des einen Raumes stand ein Tisch, und auf jeder Seite saßen sechs ernst und würdig dreinblickende Männer. Die Zahl zwölf erschien mir zunächst verdächtig; immerhin hatte ich schon etwas von einer Neuapostolischen Gemeinde gehört. Überhaupt war hier vieles anders als in Schottland. Beim Singen blieb man sitzen, zum Beten dagegen stand man auf, genau umgekehrt, wie ich es von Schottland gewöhnt war. Aber das waren Äußerlichkeiten.

Dann wurden Bibeltexte vorgelesen und ausgelegt. Es ging um Vergebung der Schuld, um ein glaubwürdiges Leben als Christ, um Jesus Christus als den auferstandenen und wiederkommenden Herrn. Da begriff ich, daß ich hier richtig war. Bis zum nächsten Sonntag hatte ich meinen Empfehlungsbrief aus Schottland übersetzt. Jetzt wurde er vorgelesen, und ich wurde in die Gemeinde aufgenommen.

Und nun erlebte ich etwas Eigenartiges. Bei aller Zuneigung und Liebe zu meinen Verwandten, die sich auf einer anderen Ebene vollzog und davon unberührt blieb, merkte ich, wie wichtig für mich die Gemeinschaft unter Christen war. Es war nicht die gleiche, aber eine mindestens gleich wichtige Ebene menschlicher Beziehungen. Ich verstand jetzt, daß Jesus das Gespräch mit den Menschen, die ihm zuhörten, nicht unterbrach, als seine eigenen Familienangehörigen ihn sprechen wollten. „Ihr seid meine Schwestern und Brüder, die ihr den Willen Gottes tut“, erklärte er.

Natürlich versuchte ich nun, auch Anni und Bernhard dazu zu bewegen, an den Veranstaltungen dieser Gemeinde teilzunehmen. Zunächst besuchten sie eine Bibelstunde, dann kamen sie mit zu einer Allianzversammlung, an der Christen aus landeskirchlichen und freikirchlichen Gemeinden teilnahmen. Interessanterweise war es ein Lied, das bei Musikfachleuten sicher keine guten Noten erhält, das Anni und Bernhard am stärksten ansprach: „Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit gespült ans Erdeneiland, voll Unruh' und voll Herzeleid, bis heim uns holt der Heiland.“ Der Refrain sprach davon, daß Gott dem Heimatlosen durch das Kreuz Christi eine neue Heimat schafft.

An einem der darauffolgenden Sonntage wurde in der Gemeinde Abendmahl gefeiert. Am Abend jenes Tages erzählte mir mein Schwager: „Als wir heute mittag nach Hause kamen, bin ich ins Schlafzimmer gegangen und habe Jesus Christus mein Leben überantwortet. Ich habe an diesem Morgen begriffen, daß ich nicht dazugehörte. Daraufhin habe ich anschließend zu Jesus Christus ja gesagt.“

Nun erklärte meine Schwester: „Dasselbe habe ich schon am Donnerstag getan, als ich mit der Straßenbahn von Gelsenkirchen nach Bottrop fuhr. Da wurde mir klar, daß ich so nicht weiterleben kann. Und ich habe, mitten unter den vielen Leuten, Jesus Christus mein Leben geweiht.“

Nun waren wir also zu dritt auf einem neuen Weg unterwegs; daß ich mich darüber freute, war klar, der übrigen Verwandtschaft bereitete es weniger Vergnügen. Wir hielten zwar als Familie zusammen, aber das Thema Religion war unter uns tabu. Viele Jahre später allerdings sollte Gott Menschen und Situationen so verändern, daß gerade die Frage nach dem Glauben ganz neu unter uns aktuell wurde.

Während dieser Zeit bemühte ich mich ständig darum, eine Arbeitsstelle zu finden. Aber an Müllergesellen herrschte in Bottrop offensichtlich kein Bedarf. Da erhielt ich ein Angebot von einer Großmühle in Düsseldorf, die sogar bereit war, eine Unterkunft zu stellen. Das war damals eine entscheidende Frage. Es gab zwar insgesamt genug Arbeit, aber der Lohn war gering und ein möbliertes Zimmer nicht nur teuer, sondern praktisch kaum zu haben. Wie sehr das besonders für Düsseldorf galt, wurde mir klar, als ich durch die Innenstadt ging und sah, daß die Nebenstraßen alle noch voll Schutt und Trümmer lagen. Ein Arbeitsplatz mit Wohnung, das war damals eine große Sache.

Aber was für eine Wohnung war das! Sie bestand aus zwei großen Räumen. In einem standen zehn schmale, hohe Schränke, die verdächtig an eine Kaserne erinnerten, und ein großer Tisch mit Sitzgelegenheiten für zehn Leute. Das zweite Zimmer war mit fünf Doppelstock-Betten als Schlafräum eingerichtet. Nach einem trauten Heim sah das alles nicht aus. Aber ich wollte endlich irgendwo Fuß fassen und hoffte, in der Stadt doch bald ein annehmbares Privatzimmer zu finden. Also sagte ich zu.

Die Arbeit war langweilig; im Grunde ging es lediglich darum, Maschinen zu beaufsichtigen und die Männer beim Absacken zu kontrollieren. Dazu wurde in drei Schichten gearbeitet, von Sonntagabend zehn Uhr bis zum nächsten Sonntag um sechs Uhr morgens. Es herrschten rauhe Sitten damals.

Gearbeitet habe ich eigentlich immer gern. Selten war mir etwas zu schwer oder zu viel. Und auch hier fand ich mich schnell zurecht. Der Obermüller hatte keinen Grund zur Klage, aber zufrieden war ich nicht.

In jener Zeit dachte ich oft an Schottland zurück. Nicht nur an meine Freunde und die Gemeinde. Es war jenes Erlebnis in meinem

Zimmer auf der Farm, um das meine Gedanken immer wieder kreisten. Gott hatte mich in seinen Dienst gerufen. Ich sollte die Menschen mit der guten Nachricht des Evangeliums bekanntmachen, und was war ich: ein Müller! Natürlich blieb mir im Moment keine andere Wahl, aber das Wissen darum, nicht da zu sein, wo ich eigentlich hingehörte, machte mich unruhig.

Dazu geriet ich gleich in der ersten Woche in Düsseldorf in eine Glaubenskrisen. Die neun Männer, mit denen ich die Unterkunft teilte, waren in ihrer Prägung zwar sehr verschieden, aber einer war noch gottloser als der andere. Mit der Art, wie sie redeten und sich verhielten, konnte ich mich einfach nicht mehr identifizieren. Doch ich traute mich auch nicht, ihnen zu widersprechen. Ich machte zwar nicht mit, aber ich ließ den Dingen ihren Lauf.

Am Abend, wenn der eine dies, der andere jenes tat, hätte ich gern in meiner Bibel gelesen. Aber ich hatte sie in meinem Koffer versteckt und traute mich nicht, mich vor dieser lästernden Gesellschaft als Christ zu erkennen zu geben. Ich hätte gern ausführlich mit Gott geredet, aber wo konnte man das schon? In unseren Räumen war man nie allein, und draußen herrschte noch der Winter.

Ich wanderte zwar einmal frierend am Rheinufer entlang, aber aus Stille und Besinnung wurde nichts. Ich war ziemlich durcheinander, und ich wußte das auch. Mir fehlten die tragenden Fundamente christlichen Lebens: das Bibelstudium, das Gespräch mit Gott, die Gemeinschaft mit anderen Christen. Allein auf mich gestellt, fühlte ich mich schwach und hilflos. Am Abend, wenn der eine oder andere ein Mädchen von der Straße mitbrachte, die anderen tranken und johlten, versuchte ich zu schlafen. Manchmal las ich, versteckt unter der Bettdecke, mit Hilfe einer Taschenlampe heimlich im Neuen Testament.

Für den Sonntagmorgen hatte ich mir die Anschrift einer Düsseldorfer Gemeinde besorgt. Ich freute mich auf den Gottesdienst und versprach mir viel davon. Aber es war eine große Gemeinde, wie ich sie bisher noch nicht kennengelernt hatte. Ich hatte die Straße suchen müssen und kam deshalb etwas zu spät. Ich fand noch einen Platz in einer der hintersten Reihen, und das hatte den Vorteil, daß ich, nach Beendigung des Gottesdienstes, als einer der ersten draußen war. Ich stellte mich seitlich des Ausgangs auf und dachte, irgendjemand würde mich schon ansprechen. Dadurch würde ich Kontakt zu anderen Christen finden, und sie würden mir helfen, mit meinen Problemen fertig zu werden.

Es war eine stattliche Schar, die den großen Saal verließ. Man stand noch im Vorraum und im Hof in Gruppen zusammen und

unterhielt sich, aber allmählich leerten sich Gemeindehaus und Vorplatz. Der eine und andere schaute wohl mal flüchtig zu mir herüber, aber das war die einzige Beachtung, die ich fand. Schließlich stellte ich fest, daß ich der letzte war, der sich noch an der Tür des Gemeindesaals aufhielt. Ein Mann, wohl der Hausmeister, sah mich etwas überrascht an: „Ist noch was?“ fragte er. Aber ich hatte einen Kloß im Hals und ging wortlos weg.

In der darauffolgenden Woche ging es mir miserabel. Ich fühlte mich in Düsseldorf überhaupt nicht wohl. Am nächsten Sonntag besuchte ich noch einmal die Gemeinde in Sterkrade. Ich ließ mir einen Brief an die Gemeinde in Düsseldorf mitgeben, um mich dort offiziell anzumelden. Wie sollten sie schließlich von jemandem Notiz nehmen, dachte ich, der an der Tür stand und den Mund nicht aufkriegte. Also wollte ich mich auf dem offiziellen Weg bekanntmachen.

So schellte ich an einem Abend der nächsten Woche an der Tür eines der Gemeindeältesten, aber er war leider nicht zu Hause. Ich konnte zwar meinen Brief abgeben, aus dem Gespräch jedoch, auf das ich gehofft hatte, wurde wieder nichts.

Mit der Freizeit, die mir die Schichtarbeit ließ, konnte ich wenig anfangen. Ich schlenderte durch die Stadt, aber viel Geld besaß ich nicht, und das wenige wollte ich nicht ausgeben. Ich versuchte, mit dem einen oder anderen Arbeitskollegen Kontakt zu bekommen, aber auch diese Versuche verliefen unbefriedigend.

Je länger ich über das alles nachdachte, um so klarer erkannte ich, daß mein eigentliches Problem nicht in den Menschen meiner Umgebung, sondern in mir selbst begründet lag. Ich glaubte zwar an Christus, aber ich war zu feig, das offen zu erkennen zu geben. Daran änderte sich auch wenig, als ich am darauffolgenden Sonntag, auf Grund der Überweisung von Sterkrade, in die Düsseldorfer Gemeinde aufgenommen wurde.

An diesem Sonntagabend kehrte ich als erster auf unsere Bude zurück. Alle anderen waren noch unterwegs. Da holte ich meine Bibel aus dem Koffer, setzte mich an den Tisch und begann, darin zu lesen. Aber die Buchstaben tanzten mir vor den Augen, und aufgenommen habe ich so gut wie nichts. Ich dachte nur immer: Wer wird als erster hereinkommen, und was wird dann passieren?

Es ergab sich, daß der größte Rabauke und Spötter als erster von seinem Stadtbummel zurückkehrte. Wir nannten ihn den „Dollar-könig von München“. Er mußte dort auf dem Schwarzmarkt eine tolle Nummer gewesen sein und so ziemlich mit allem gehandelt und geschoben haben, was Geld einbrachte. Er hatte diese Geschäf-

te so intensiv betrieben, daß man ihn auf Staatskosten eine Zeitlang aus dem Verkehr gezogen hatte; nun hatte es ihn nach Düsseldorf verschlagen.

Als ich ihn hereinkommen sah, zuckte ich zusammen. Er kam schnurstracks auf mich zu und fragte: „Na, Anton, was liest du denn da?“ Als er das Buch erkannte, fielen ihm fast die Augen aus dem Kopf, und er stieß keuchend hervor: „Was, du liest in der Bibel?“

Jetzt gab es für mich kein Zurück mehr: „Stimmt“, entgegnete ich, „ich bin Christ. Ich glaube an Jesus Christus.“

Zunächst vergaß er, den Mund zuzumachen. „Das hätte ich nicht von dir gedacht“, meinte er dann, „du bist doch sonst ganz normal.“ Ein Schwall empörter Verwünschungen folgte, doch dann begann er, Fragen zu stellen. Und zu meiner Überraschung merkte ich, daß es mir überhaupt nicht schwerfiel zu antworten. Neben der Angst und der Anspannung flackerte im Hintergrund so etwas wie Freude auf. Nur nebenbei nahm ich wahr, daß nach und nach auch die anderen dazukamen. Wir saßen noch nach Mitternacht zusammen. Auch der Obermüller hatte sich eingestellt, vermutlich, weil er Licht gesehen hatte und nach dem Rechten sehen wollte. Das war meine erste Evangelisationsversammlung, und sie dauerte fast vier Stunden. Ich hatte zwar die Diskussion nicht gewonnen, aber Gott hatte meine Feigheit besiegt.

Dieser Abend muß bei einigen offensichtlich einen tieferen Eindruck hinterlassen haben; denn nun wurde ich bei allen möglichen Gelegenheiten in der Mühle auf meinen Glauben hin angesprochen. Ich verwies die Männer immer auf die Frühstückspause, und in der ging's dann rund. Sie schimpften auf die Kirchen, was das Zeug hielt. Es blieb mir gar nichts anderes übrig, als zu kontern: „Mir ist im Augenblick ziemlich egal, was ihr von der Kirche oder einer bestimmten Konfession denkt. Ich glaube an Jesus Christus; er hat mein Leben verändert, und nicht irgendeine Kirche.“

Wenn ich die Treppe zum Absack-Raum im Keller der Mühle hinunterstieg, rief mir von unten meist schon einer entgegen: „Da kommt er wieder und will uns bekehren!“ Ich nahm das mittlerweile gelassen hin. Aber die anderen sorgten schon dafür, daß mir nicht zu wohl wurde. „Was kriegst du eigentlich dafür, wenn du einen von uns bekehrst?“ fragte mich einer der Absacker, „jede Menge Care-Pakete?“

In jener Zeit bekam ich die ersten christlichen Traktate in die Hand. Sie waren von Werner Heukelbach verfaßt und herausgegeben. Auf der letzten Seite jedes Heftes stand das Motto seiner Ak-

tion: „Deutschland braucht Jesus.“

Wir standen nach Feierabend noch in größerer Runde zusammen, und so drückte ich jedem eine solche Schrift in die Hand: das heißt, neun der zehn anwesenden Kollegen, denn sie waren mittlerweile nicht mehr ganz so ablehnend und behandelten mich fair. Dem zehnten gab ich keine, und daraufhin stellte er mich entrüstet zur Rede: „Warum läßt du mich aus?“

„Du willst ja doch nichts davon wissen“, entgegnete ich.

„Na ja“, meinte er, „nimm das mal nicht so wichtig und gib schon her.“

Seitdem betrachtete ich die Spötter mit anderen Augen. Wenn einer lautstark gegen die christliche Botschaft aufbegehrt, muß das noch lange nicht bedeuten, daß er sie wirklich ablehnt. Einige Wochen später konnte ich mit jenem Mann über seine Probleme sprechen wie mit keinem anderen in der Mühle.

Doch als Christ zu leben, ist keine gradlinige Höhenwanderung. Mein Aufenthalt in Düsseldorf hatte mit einem Tief begonnen, und nach einigen Wochen geriet ich in ein zweites. Ich war als Christ noch jung und unerfahren; die Tricks des großen Gegenspielers, der die Leute Gottes durcheinanderbringen will, kannte ich noch nicht.

Zur ersten Krise hatte geführt, daß ich keine Zeit und Gelegenheit zum Bibelstudium und Reden mit Gott fand. Jetzt waren es die Versuchungen, die die Großstadt für einen jungen Menschen mit sich bringt, durch die ich in Bedrängnis geriet. Im Grunde ging es darum, daß ich mich angesichts einer veränderten Situation völlig neu für Christus entscheiden mußte.

Wer an Christus glaubt, erhält klare Marschrouten. Es gibt Dinge im gesellschaftlichen Leben, die mit seinem Kurs dann nicht mehr übereinstimmen. Mir wurde klar, daß man nicht nur pausenlos evangelistisch arbeiten kann, sondern daß man auch die Korrektur braucht, wie sie Christen in einer Ortsgemeinde einander gegenseitig leisten können.

Ich hatte nun zu vielen Menschen Kontakte geknüpft und war ständig unterwegs. Ich sprach mit den anderen über Christus, aber ich begleitete sie auch auf Wegen, die mir mein Gewissen als falsch signalisierte. Zunächst wurde mir das gar nicht richtig deutlich. Aber als ich nun regelmäßig die Veranstaltungen der Düsseldorfer Gemeinde besuchte, vor allem auch die wöchentliche Bibelstunde und den Jugendkreis, da ging mir das mit einemmal auf. An einem Abend las einer der älteren Brüder einen Abschnitt aus einem Paulusbrief vor. Ich weiß nicht mehr, um welchen Text es sich handelte, aber das Bibelwort und die dazu gegebene Erklärung schlugen

bei mir ein. Nun erkannte ich, daß man als Christ mitten in dieser Welt leben kann, ohne ihr im letzten anzugehören. Wenn ein Christ sich von den Menschen, mit denen er über seinen Glauben spricht, nicht unterscheidet, was sollte alles Reden dann für einen Zweck haben?

Beim persönlichen Bibelstudium und in der Gemeinde wurde mir deutlich, daß es trotz meines missionarischen Eifers vieles in meinem Leben gab, was Gott nicht gefiel. Das bedrückte mich zutiefst. Als ich jetzt wieder einmal am Rheinufer entlangging, versprach ich Gott: „Wenn du mir jetzt beistehst, dann will ich gehen, wohin du mich auch immer schickst.“ Und wieder dachte ich an jene Stunde in Schottland zurück, in der Gott mir klargemacht hatte, daß meine eigentliche Aufgabe darin bestand, die Menschen in meiner Heimat mit dem Evangelium bekanntzumachen.

Aber auf mein Gebet hin geschah kein Wunder. Es erschien kein Engel, und auch meine Gefühle waren nach wie vor völlig durcheinander. Und doch wußte ich irgendwie, daß Gott mir helfen würde. Ich vertraute darauf, daß er einen Weg für mich vorbereitet hatte. Wenn selbst die Haare auf meinem Kopf gezählt waren, dann wußte er alles über mich und würde mich nicht im Stich lassen.

Zeltdiakon und Bibelschüler mit Hindernissen

Die ersten evangelistischen Gehversuche

Die Hilfe, die ich so dringend brauchte, kam dann ganz anders, als ich es erwartet hatte. In der Jugendstunde wurde darüber geredet, daß in der Bibel- und Missionsschule Wiedenest über Pfingsten eine Freizeit für junge Leute stattfinden sollte, in der noch Plätze frei wären. Ich nahm Urlaub und fuhr hin.

Ich wußte weder genau, was ich mir unter einer christlichen Jugendfreizeit vorstellen sollte, noch was eine Bibelschule war. Aber irgendwie gefiel mir das Ganze. Wenn sich da junge Leute trafen, die sich für die Bibel und für die missionarische Arbeit interessierten, dann war das der Ort, wo ich hingehörte. Wir wuchsen auch wirklich schnell zu einer frohen Gemeinschaft zusammen. Im Mittelpunkt jener Tage aber standen die Stunden, in denen wir miteinander über biblische Texte sprachen und uns gegenseitig halfen, sie besser zu verstehen.

Mir wurde immer deutlicher bewußt, wie stark das Wort der Bibel zunehmend mein Denken bestimmte und welche Kraft es für mein Leben bedeutete. Besonders eindrücklich wurde mir das an einem Morgen, als wir über den Text sprachen: „Ihr seid Gottes Mitarbeiter.“ Diese Aussage des Apostels Paulus bestätigte sich nicht nur in meinem eigenen Leben; im Lauf der Jahre traf ich so manchen Teilnehmer jener Freizeit in der vollzeitlichen Missionsarbeit wieder. Zum Beispiel Schwester Gertrud Wehl, die in Hamburg eine missionarische Arbeit unter Zigeunern begann, aus der eine lebendige christliche Gemeinde entstand.

Für mich war klar: ich sollte zu Erich Sauer, dem Leiter der Bibelschule, gehen und mich als Bibelschüler anmelden. Der weit über Deutschland hinaus bekannte Lehrer sah mich wohlwollend an und stellte mir einige Fragen. Dann verwies er mich auf den offiziellen Weg: Die Gemeinde, der ich angehöre, müsse mich empfehlen. Dabei drückte er mir ein Antragsformular in die Hand, das ich ausgefüllt einreichen sollte. Der Bibelschulausschuß würde daraufhin über meine Bewerbung entscheiden.

Doch ich hatte Gott anders verstanden. Ich wollte nicht länger warten; denn ich betrachtete meine Anstellung in der Düsseldorfer Mühle als eine zwar notwendige, aber keineswegs ideale Zwischenphase. Wie wichtig sie für meine Entwicklung war, für die Klärung

meines Verhältnisses zu Gott und den Menschen, begriff ich erst viel später.

Als ich von Wiedenest nach Düsseldorf zurückkam, löste ich sofort mein Arbeitsverhältnis in der Mühle. Von nun an wollte ich meine Zeit und Kraft ganz für die evangelistische Arbeit einsetzen. Im Grunde fiel es mir nicht schwer, damit die wirtschaftliche Sicherheit aufzugeben. Ich hatte die Biographien des Waisenhausleiters Georg Müller in Bristol und des China-Missionars Hudson Taylor gelesen, und sie hatten mich tief beeindruckt. Beide Männer kennzeichnete ein unerschütterliches Gottvertrauen; beide rechneten damit, daß Gott einen Menschen, den er ruft, auch versorgt. Auch meine schottischen Freunde hatten dazu beigetragen, die Voraussetzungen für ein derartiges Vertrauen bei mir zu schaffen. Sie hatten mir von Missionaren erzählt, die ohne jede menschliche Sicherheit, trotz großer Hindernisse und starken Widerspruchs, einfach Gott vertraut und allein mit seiner Hilfe gerechnet hatten.

Nun stand ich in einer ähnlichen Situation, aber ich wurde von Fragen und Zweifeln bedrängt, von denen in jenen Lebensbeschreibungen nichts zu lesen war. Damals konnte ich noch nicht wissen, daß auch in christlichen Biographien nicht alles berichtet wird und daß dadurch leicht ein verzerrtes Bild entstehen kann, das die „Helden“ glorifiziert, indem es ihre schweren Stunden unterschlägt. Ich hatte damals ganze 50,- Mark in der Tasche, und da waren Fragen, wie weit man damit kommen könne, das Normalste von der Welt.

In jenen Tagen stand in Düsseldorf ein großes Missionszelt, in dem der Evangelist Friedrich Brinkert sprach. Abend für Abend trafen sich hier die Christen, aber auch viele Menschen, die noch nach einem wirklichen Halt für ihr Leben suchten. Das Singen, die Ansprache, die gesamte Atmosphäre gefielen mir. Hier fühlte ich mich zu Hause. So wollte ich auch einmal vielen Menschen das Evangelium nahebringen, aber davon konnte zu diesem Zeitpunkt natürlich keine Rede sein.

So überredete ich meine Freunde aus dem Jugendkreis dazu, vor dem Düsseldorfer Hauptbahnhof eine Freiversammlung zu veranstalten. Wir wollten als Jugendgruppe dort singen und zwischen den einzelnen Liedern kurz davon berichten, was Jesus Christus für unser Leben bedeutet. Zwar lichtete sich unser Häuflein auf dem Weg vom Gemeindehaus zum Hauptbahnhof merklich, aber wir Übriggebliebenen schmetterten unsere Lieder dann um so lauter über den Platz. Es war abgesprochen, daß sechs von uns kurz etwas sagen sollten. Was ich damals von mir gegeben habe, weiß ich nicht

mehr genau. Aber ich fürchte, daß neben manchem Richtigen auch viel Unsinn dabei war.

Der größte Schreck aber fuhr uns in die Glieder, als das letzte Lied verklungen war und wir in dem Gedanken aufatmeten, daß wir es glücklich überstanden hätten. Denn plötzlich trat, gegen die Vereinbarung, ein junger Mann aus unserer Gruppe vor, von dem wir wußten, daß er sprachbehindert war. Er brachte das, was er sagen wollte, auch wirklich nur mühsam und stockend hervor. Aber unter den Zuhörern trat mit einemmal eine große Stille ein. Meine Angst wich, und ich begriff, daß diese mühsam vorgebrachten Worte mehr Eindruck hinterließen als unsere begeisterten Reden.

Am Tag darauf fand die Zeltarbeit in Düsseldorf ihren Abschluß. Am Abend wurde eine Nachtwache gesucht, und ich meldete mich sofort; denn ich hatte mit meiner Arbeitsstelle ja zugleich meine Unterkunft aufgegeben. Auch am nächsten Tag war ich voll beschäftigt; denn beim Abbau des Zeltens waren junge Leute natürlich gern gesehen.

Als alles verladen war, fragte ich den Zeltmeister, ob ich nach Duisburg mitfahren könne, um dort beim Aufbau zu helfen. Er nahm das Angebot gerne an und fragte mich, ob ich Urlaub hätte oder arbeitslos sei. Ich erklärte nicht ohne Stolz: „Ich bin vollzeitlich im Werk des Herrn beschäftigt.“ Diese Formulierung hatte ich irgendwo aufgeschnappt, und den Zeltmeister stellte sie offensichtlich zufrieden.

Als ich dann hoch oben auf dem schweren Laster saß, fühlte ich mich richtig wohl. An den Seitenwänden hatten wir die großen Reklametafeln hochgestellt, so daß die Leute auch im Vorüberfahren lesen konnten, worum es ging: „Zurück zu Gott!“ Und wir waren in eine andere Stadt unterwegs, wo diese biblische Aufforderung ebenfalls an alle Menschen herangetragen werden sollte, die wir nur irgend erreichen konnten. Ich spürte: Jetzt bin ich da, wo Gott mich haben will. Und obwohl völlig unklar war, wie die Dinge in Duisburg weitergehen sollten, freute ich mich. Gott würde schon wissen, was als Nächstes kam; also brauchte ich mir keine Sorgen zu machen.

Auf dem großen Platz hinter der Duisburger Hauptpost wurden wir bereits erwartet. Ein Gemeindeprediger und eine Anzahl Helfer hatten sich zum Abladen des Materials und zum Aufbau eingefunden. Und abends um 7 Uhr stand das Zelt. Der Zeltmeister bedankte sich bei allen, die geholfen hatten, und fragte zugleich, ob der eine oder andere sich auch am kommenden Tag wieder einfinden könnte. Noch waren die Bänke aufzustellen, und es gab noch vieles

andere zu richten und vorzubereiten. Einige begleiteten die Zeltmannschaft ins nahegelegene Gemeindehaus. Ich trottete mit, aber der Optimismus des Nachmittags war einer gewissen Spannung gewichen. Was sollte jetzt werden? Das wenige Geld, das ich besessen hatte, war ausgegeben. Zusammen mit einigen anderen wusch ich mich draußen vor dem Gemeindehaus an einem Wasserhahn und machte meine Sachen zurecht. Die Zeltmannschaft verabschiedete sich lachend, und ich lachte mit, obwohl mir eigentlich gar nicht danach zumute war. Denn für mich war nun die Frage akut, was ich tun sollte.

Ich hatte mich gerade dem Tor zugewendet, um den Hof des Gemeindehauses zu verlassen, als ich hinter mir eine Stimme hörte: „He, Anton!“

Ich drehte mich um und sah in der Tür einen jungen Mann stehen, den ich auf der Jugendfreizeit in Wiedenest kennengelernt hatte.

„Wie kommst du denn hierher?“ wollte er wissen. Und ehe ich antworten konnte, fragte er weiter: „Hast du schon gegessen?“

Ich schüttelte den Kopf. Daraufhin meinte er: „Dann komm mal rein. Wir haben für die Zeltmannschaft gekocht, und das reicht bestimmt auch für dich.“

So saß ich mit der Zeltmannschaft am gedeckten Tisch. Der junge Mann, den ich von Wiedenest her kannte, fragte mich: „Wo wohnst du denn in Duisburg?“

„Ich weiß noch nicht“, entgegnete ich zögernd.

„Mensch, dann wohnst du bei mir, das ist doch klar! Meine Frau wird sich freuen.“

An jenem Abend saßen wir noch lange zusammen. Wir sprachen über unsere Fragen und Probleme und suchten die Antwort darauf in der Bibel. Ich war hundemüde und heilfroh, als ich endlich die Augen schließen konnte.

Am nächsten Vormittag blieb mir wenig Zeit, um über meine Zukunft nachzudenken. Am Zelt wartete reichlich Arbeit auf uns. Die Zeltdiakone, wie man die Helfer des Zeltmeisters nannte, kamen vom Predigerseminar des Bundes evangelisch-freikirchlicher Gemeinden in Hamburg-Horn. Sie ergänzten ihre theologische Ausbildung während der Sommermonate durch ein solches Praktikum. Hier begegnete ich Günter Hitzemann und Otto Simon, die inzwischen führende Positionen in ihrem Gemeindebund einnehmen. Wir hatten guten Kontakt miteinander, obwohl sie über manche meiner Ansichten nur den Kopf schütteln konnten, und das teilweise sicher zu recht.

Am Abend trat der Zeltmeister auf mich zu. Er lobte meine Arbeit und versuchte, mir ein bißchen auf den Zahn zu fühlen. Schließlich rückte er mit der Sprache heraus. Einer der Zeltdiakone wollte gern drei Tage Urlaub haben. „Wenn du willst, kannst du ihn vertreten“, meinte der Zeltmeister. Für mich war das keine Frage. Und ob ich wollte!

Wir wohnten im Gemeindehaus und schliefen auf Feldbetten. Wir arbeiteten zusammen, aßen gemeinsam, und am Abend knieten wir vor unseren Feldbetten nieder, um miteinander zu beten. Fast an jedem Abend schlief der eine oder andere dabei ein. Wir waren von der körperlichen Arbeit einfach zu müde.

Nach den drei Tagen stellte sich mir die Frage nach der nächsten Zukunft erneut. Aber siehe da, es fand sich noch ein Zeltdiakon, der auch gern für drei Tage nach Hause fahren wollte, und schließlich noch ein dritter. Kurzum: ich blieb während der Dauer der Zeltarbeit in Duisburg bei der Mannschaft. Ein Erinnerungsfoto wurde gemacht, auf dem die acht Männer, die bei dieser Zeltarbeit mitgewirkt hatten, einträchtig nebeneinander standen. Ich, ebenfalls im dunklen Anzug, stand ganz links: „der kleine Dicke“. Diese Aufnahme wurde als Postkarte am Büchertisch verkauft. Ich schickte eine davon nach Hause. Allmählich mußte ich doch etwas von mir hören lassen.

Dann verbreitete sich unter der Zeltmannschaft die Nachricht, daß der „Zeltgeneral“ komme. Auf meine Frage, was das denn für ein Mann sei, erfuhr ich, daß es sich lediglich um einen Spitznamen für den Evangelisten handelte, der für den Einsatz aller Zelte des Gemeinde-Bundes — es waren damals fünf — verantwortlich war. Die Zeltmannschaft blieb jeweils für einen Sommer zusammen, die Redner aber wechselten von Stadt zu Stadt. Unser Zelt sollte anschließend in Oberhausen-Sterkrade aufgestellt werden.

„Zeltgeneral“ war damals Franz Lüllau, ein großer, schwerer Mann mit gewaltiger Dynamik und Ausdruckskraft. Er war selber einmal Maurer gewesen, und seine evangelistische Laufbahn hatte damit begonnen, daß er von Tür zu Tür ging und Traktate verteilte. Dann hatte Gott ihm den Weg auf ein Predigerseminar geebnet, und er war Evangelist geworden.

Ich fühlte mich gleich sehr zu ihm hingezogen, und irgend etwas schien auch ihm an diesem kleinen, dicken Müller zu gefallen; denn er beschloß kurzerhand: „Du gehst noch mit nach Oberhausen-Sterkrade, und dann wechselst du an das kleine Zelt zu Dr. Theo Mosalko. Du bekommst 50,- DM Taschengeld und freie Kost und

Logie. Einverstanden?“ Ich brauchte nicht lange zu überlegen, ich sagte zu.

In Oberhausen war Franz Lüllau selbst der Redner. An den Nachmittagen fand im Zelt eine gutbesuchte Kinderstunde statt. Etwa 700 Jungen und Mädchen kamen hier Tag für Tag zusammen. Sie fanden sich zum Teil schon eine Stunde vor der Veranstaltung ein und hingen wie die Trauben an dem Maschendrahtzaun, den wir um den Zeltplatz errichtet hatten. Wenn dann das Tor geöffnet wurde, stürmten sie mit großem Hallo herein.

Die Kinderstunde verfolgte ich mit besonderem Interesse. Meist gestalteten zwei oder drei Zeltdiakone das Programm gemeinsam. Sie wechselten sich gegenseitig ab, wenn sie den Kindern Geschichten erzählten oder neue Lieder einübten. Ich hätte auch gern mitgemacht, doch davon waren sie nicht besonders erbaut. Aber ich ließ nicht locker, und schließlich gaben sie nach: sie erlaubten mir, am Donnerstagnachmittag die Kinderstunde zu übernehmen. Doch etwas wollen heißt noch nicht, daß man es auch kann.

Für Ruhe und Ordnung sorgen, das hatte ich gelernt. Aber beim Singen wurde es schon schwieriger. Auf der Bühne stand zwar ein Harmonium, aber es war niemand da, der darauf spielen konnte. Und da ich nun wirklich nicht dabei war, als die Gabe des Singens verteilt wurde, nützte es auch nichts, wenn mein schräger Gesang durch die Lautsprecher verstärkt wurde.

Beim ersten Lied hatte ich noch Glück; das kannten die Kinder schon, und so klappte es auch ohne meine fragwürdige Mitwirkung. Aber dann wollte ich die Geschichte vom „Verlorenen Sohn“ erzählen. Vor lauter Begeisterung und Erregung tat ich das in einem solchen Tempo, daß der verlorene Sohn die einzelnen Stationen seines Lebens in D-Zug-Geschwindigkeit durcheilte und schon nach fünf Minuten wieder zu Hause war.

Anschließend übte ich mit den Kindern ein Lied ein, wobei ich mir, angesichts der bereits geschilderten Tatbestände, keine Lorbeeren verdiente. Doch ich kannte noch eine zweite Geschichte, und die konnte ich nun auch schon etwas ruhiger und bestimmter erzählen. Leider war es nur eine kurze Anwendungsgeschichte, die, auch wenn man sie zu strecken versuchte, nur einige Minuten ausfüllte. Ich sang mit den Kindern noch ein Lied und versuchte, mit ausführlichen Ankündigungen und Bekanntmachungen zu retten, was noch zu retten war. Aber dann war ich mit meinem Latein endgültig am Ende. Ich hatte alles gegeben, was ich wußte, aber die ganze Kinderstunde hatte kaum länger als 20 Minuten gedauert. Die Bemerkung

kung einiger Kinder am Ausgang: „Den Onkel wollen wir nicht mehr“, gab mir den Rest.

Als ich das kleine Wohnzelt betrat, das im rückwärtigen Bereich des eingezäunten Zeltplatzes errichtet war, saß die Zeltmannschaft einträchtig nebeneinander und grinste vor sich hin. Wenn einer nachmachte, wie ich durch die Geschichte vom „Verlorenen Sohn“ gehetzt war, konnten sie sich vor Lachen kaum halten. Da faßte mich der Zeltmeister am Arm und nahm mich mit nach draußen.

„Komm“, meinte er, „wir gehen mal ein Stück spazieren.“ Dabei legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Schau, Anton, du hast Jesus sehr lieb und willst, daß die Menschen ihn kennenlernen. Und Gott will dich bestimmt dabei gebrauchen. Du flickst den Zaun so gut wie kein anderer. Jeden Tag ziehst du in mühsamer Arbeit wieder hoch, was die Kinder heruntergetrampelt haben, und nagelst es wieder fest. Du hast mir noch vor ein paar Tagen erzählt, daß der Evangelist in Duisburg dir gesagt hat, er glaube, daß du dafür mehr Lohn bekommen würdest als er für's Predigen. Außerdem verfügst du über eine organisatorische Begabung. Du könntest gut mal ein solches Zelt verwalten, so wie ich es hier tue. Aber als Redner hast du einfach kein Charisma, Mann.“ — Das war eine höfliche Umschreibung für das Urteil: Du bist als Redner völlig ungebabt.

Ich holte tief Luft, denn diese Kritik saß. Aber ich konnte nur antworten: „Das mag sein, wie es will. Doch Gott hat mich zum Predigen berufen, und also werde ich es auch tun.“

Da gab der Zeltmeister auf. Aber ich nicht. Einige junge Leute aus der Nachbarstadt Mülheim fragten an, ob ich nicht mal ihre Jugendstunde halten könnte. Der Zeltmeister wiegte nachdenklich den Kopf und wandte ein: „Dann müßt ihr aber auch die Fahrtkosten übernehmen.“ Vielleicht hoffte er, die jungen Leute würden daraufhin abwinken, aber die Sache war ihnen einen Straßenbahnfahrtschein wert. Also gab mir der Zeltmeister frei, und ich fuhr nach Mülheim.

Diesmal wollte ich es wissen. Vor den etwa 50 jungen Leuten, die zusammengekommen waren, donnerte ich los, was das Zeug hielt. Ich werde ihnen schon beweisen, daß ich predigen kann! dachte ich. Der Prediger der Gemeinde, der mir draußen, vor dem Fenster stehend, zugehört hatte, meinte allerdings: „Das ist ein Fanatiker, so kann man nicht predigen. Das ist zu scharf.“

Was sollte ich machen? Im Zelt war ich zu schnell — in Mülheim zu scharf. So mußte ich mir andere Gelegenheiten suchen, wo ich üben konnte.

Mit einem anderen Zeltdiakon zusammen hatte ich die Aufgabe, täglich einige Stunden Werbung zu fahren. Da ich damals noch keinen Führerschein besaß, mußte der Diakon unseren alten Opel P 4 fahren, eine richtig altmodische, schwarze, viereckige Limousine, auf deren Dach ein Lautsprecherpaar montiert war. Ich hielt das schwere Kondensatormikrofon in der Hand und sagte alle hundert Meter mein Sprüchlein auf: „Hier spricht die Zeltmission. Hören Sie heute abend um 20 Uhr den Zeltevangelisten Franz Lüllau. Wir laden Sie herzlich dazu ein!“ Dann setzte ich den Tonarm des Plattenspielers vorsichtig — denn den Schlaglöchern in den Straßen hatte unser Veteran an Federungskomfort wenig entgegenzusetzen — auf eine der ersten christlichen Schallplatten der Nachkriegszeit. Sie bestand noch aus Schellack, lief mit 68 Umdrehungen und enthielt Lieder eines Männerquartetts, das sich dank unseres altersgeschwächten Lautsprechers so ähnlich anhörte wie ein Krähenchor mit Halsentzündung. Eine zusätzliche künstlerische Untermalung ergab sich durch im Original nicht vorgesehene „Schleifen“, wenn beim Durchfahren eines Schlaglochs die Nadel ein paar Rillen übersprang. Damit die Sache nicht zu eintönig wurde, verfügten wir zusätzlich über eine Platte mit „Großer Gott, wir loben dich“. Für Abwechslung war also gesorgt.

Als wir durch eine der Zechenkolonien fuhren, lief uns eine große Kinderschar nach. An der Straßenecke bat ich den Diakon anzuhalten. Und nachdem ich meinen Spruch gesagt und eine Strophe gespielt hatte, stellte ich alles ab und redete die Kinder, die sich um mein offenes Seitenfenster drängten, unmittelbar an: „Wollt ihr eine Geschichte hören?“ — Nun, wann wollen Kinder das nicht? So erhielt ich eine neue Gelegenheit, die Geschichte vom „Verlorenen Sohn“ an den Mann zu bringen, und diesmal erzählte ich sie ruhiger und gezielter. Es passierte mir jetzt auch nicht mehr, daß ich vor Aufregung wichtige Passagen einfach ausließ. Drei Straßenecken weiter versuchte ich es dann mit der Geschichte vom blinden „Bartimäus“.

Meine große Chance aber kam am Abend. Franz Lüllau hatte Besuch von einem Evangelisten aus Irland bekommen, und da dieser kein Deutsch sprach, brauchte man einen Übersetzer. Zum Glück gab es keinen außer mir. So erhielt ich, zum erstenmal in einem vollbesetzten Zelt, einen Platz auf dem Podium.

Jetzt kamen mir natürlich die Jahre in amerikanischer und englischer Kriegsgefangenschaft zugute. Ich merkte, daß man sich als Übersetzer dem Evangelisten richtig anpassen kann, in Gestik und Tonfall, so daß der Dolmetscher letztlich wie ein Sprachrohr des

Evangelisten wirkt. In den kommenden Jahren sollte das oft meine Aufgabe werden.

Nach diesem Debüt durfte ich am darauffolgenden Abend, vor Beginn der Veranstaltung, mit den bereits anwesenden Besuchern einige Lieder singen. Denn viele kamen lange vor der Zeit, um einen guten Sitzplatz zu erhalten, so daß wir schon früher beginnen mußten.

So erklimmte ich langsam und mit zitternden Knien allmählich die Stufen zum Rednerpult. Nach Sterkrade wechselte ich zu dem kleineren Zelt, in dem vorwiegend der rußlanddeutsche Evangelist Dr. Theo Mosalko als Redner eingesetzt war. Bei ihm durfte ich in einer Sonntagnachmittagsveranstaltung berichten, wie ich zum Glauben an Jesus Christus gefunden hatte. Und Gott ließ mich erkennen, daß dies nicht ohne Wirkung blieb. Anschließend sprachen mich junge Menschen in meinem Alter an, weil sie ebenfalls diesen Frieden mit Gott suchten.

Die praktische Arbeit am Zelt verrichtete ich nach wie vor gern. Doch am meisten freute ich mich darüber, daß ich nun auch einige Kinderstunden übernehmen durfte. In diesem kleineren Zelt war das auch nicht ganz so problematisch, weil die tägliche Besucherzahl etwa bei 100 Kindern lag. In der Zwischenzeit hatte mir mein Schwager auf Flanellstoff Landschaftsszenen aus Israel gezeichnet, etwa vom See Genezareth. Als ich aus England zurückkam, hatte ich mir von dort Flanellgraph-Figuren zu den Geschichten von „Bartimäus“ und von der Berufung des Petrus mitgebracht, eine Technik, die bei uns damals noch weitgehend unbekannt war.

Anhand dieser Figuren aus Flanell, die man selbst im Laufe der Erzählung an das als Hintergrund dienende Flanelltuch heftete, war es viel leichter, den Kindern biblische Geschichten nahezubringen. Hier lernte ich auch, erste Kommunikationsgesetze zu beachten. Es ging nicht nur darum, den Kindern etwas zu sagen, sondern man mußte ihnen auch Gelegenheit geben, darauf zu reagieren, zu fragen und zu antworten, damit man sah, ob sie auch verstanden hatten, worum es ging.

Am Spätnachmittag zog ich dann manchmal mit einigen jungen Männern auf den Marktplatz. Wir stellten uns im Kreis auf, sangen ein Lied und luden zur Zeltmission ein. Dabei konnten wir kurz erzählen, was Jesus Christus uns bedeutete, und die Menschen zugleich darüber aufklären, was sie an einem solchen Abend im Zelt erwartete.

Nach diesen bescheidenen Versuchen mit Freiveranstaltungen wollte ich das kleine „Häuflein der Aufrechten“ gern erweitern und

dachte dabei an die Jugendgruppen der beiden Gemeinden. Ihnen selbst mußte ein solches Erlebnis den Glauben stärken, und die Passanten auf der Straße würde es zweifellos mehr beeindruckend, wenn ihnen eine große Schar von jungen Leuten gegenüberstand.

Aber so einfach war die Sache nicht. Vor der Abendveranstaltung ging es für die meisten zeitlich nicht, und vormittags waren sie durch Schule oder Beruf gebunden. Schließlich einigten wir uns auf Sonntagnachmittag 14.00 Uhr. Sie kamen auch fast vollzählig, und wir marschierten in die Stadt. Aber zu unserem Entsetzen stellten wir fest, daß die Straßen so gut wie ausgestorben waren. Wir haben zwar an mancher Straßenecke gesungen, berichtet und eingeladen, aber gehört haben uns nur ganz wenige Menschen. Ich mußte dabei einmal mehr lernen, daß die Bereitschaft, etwas zu tun, noch nicht bedeutet, daß man es auch richtig macht; und daß die beste Botschaft nichts ausrichtet, wenn man sie zur falschen Zeit und am falschen Ort an den Mann bringen will.

Aber aus solchen kleinen, bitteren Erfahrungen sammelt man Erkenntnisse, die man spätestens dann braucht, wenn man die eigene Arbeit ausdehnen und effektiver gestalten will. Auch an meinen Ansprachen gab es noch vieles auszusetzen; manche Glaubensaussage habe ich zwar überzeugt und begeistert vorgetragen, aber die biblisch-theologische Begründung fehlte. An einigen Stellen war meine Sicherheit nichts anderes als Naivität.

Das wurde mir durch die Ratschläge, die mir erfahrene Christen gaben, immer deutlicher. Zu diesen Freunden gehörte der Zeltmeister Otto Dolski. Er half mir auch, als ich in diesen Tagen eine große Enttäuschung verkraften mußte. Nach der Pfingstfreizeit in Wiedenest hatte ich mich kurzentschlossen zum Herbstsemester an dieser Bibelschule angemeldet. Jetzt bekam ich die Absage.

Weder die Heimatgemeinde in Oberhausen-Sterkrade, noch die Gemeinde in Düsseldorf hatten meinen Antrag durch eine eindeutige Empfehlung unterstützt. In der einen Gemeinde vertraten viele die Auffassung, daß man zur Verkündigung des Evangeliums keine Ausbildung brauche — in der anderen kannte man mich einfach nicht genug. Schließlich war ich jung, unreif und im Glauben unerfahren. So empfahl mir der Bibelschulausschuß, mich in einigen Jahren noch einmal zu bewerben. Ich sei noch nicht einmal ein Jahr gläubig und käme aus dem Katholizismus; es würde mir gut tun, im Gemeindealltag weitere Erfahrungen zu sammeln, bevor ich eine Bibelschule besuchte.

Was sollte ich tun? Der Zeltmeister riet mir, es in Hamburg-Horn zu versuchen und Baptistenprediger zu werden. Der Gedanke war

einerseits verlockend, doch ich hatte nicht den Eindruck, daß mein Platz in der Gemeindegemeinschaft war.

Während des nächsten Zelteinsetzes besuchte uns der „Zeltgeneral“. Ich holte ihn vom Bahnhof ab und trug ihm den Koffer ins Quartier. Von diesem Mann wollte ich lernen, seinen Rat hören. Er merkte auch bald, daß ich in einer Klemme saß. Daraufhin erklärte ich ihm die ganze Situation, und auch er sprach von Hamburg. „Werde zuerst mal Prediger“, riet er mir, „sie werden dich später schon als Evangelist freistellen.“

Aber meine Bedenken waren damit nicht beseitigt: „Gott hat mir Pfingsten in Wiedenest gezeigt, daß ich auf die dortige Bibelschule gehen soll. Da kann ich doch jetzt nicht einfach eine andere Schule wählen.“

Er sah mich lange, wohl auch ein wenig zweifelnd an und fragte: „Ist das so klar?“

Ich konnte nur antworten: „Für mich, soweit ich das verstehen kann, schon.“

„Dann geh nach Wiedenest“, meinte er, „und sag denen dort, ich hätte dich geschickt.“

So fuhr ich im Herbst dann doch nach Wiedenest. Allerdings hatte der Unterricht bereits einige Tage vorher begonnen; denn ich hatte erst das Zelt abbauen und für die Überwinterung verpacken helfen müssen. Die anderen Schüler hatten bereits ihre Zimmer angewiesen bekommen. Nun erschien ich als letzter der Mohikaner bei Hausvater Noß.

„Wir haben Ihnen doch abgeschrieben“, rief er erstaunt aus, als ich in sein Büro trat.

„Das stimmt schon“, gab ich zögernd zu. „Aber der Evangelist Franz Lüllau hat mir gesagt, ich solle trotzdem hierher fahren.“

Der Hausvater biß sich auf die Lippen und murmelte etwas vor sich hin, was wohl bedeutete, daß der „Zeltgeneral“ Lüllau zwar für Missionszelte, aber nicht für Bibelschulfragen zuständig sei. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und sagte in dem Ton, in dem man ein wichtiges Glaubensbekenntnis ausspricht: „Aber Gott hat mich hierher geschickt!“

Daraufhin sah mich der Hausvater Noß lange an und zuckte schließlich mit den Achseln. „Was soll man darauf antworten“, meinte er, und wies mir ein Bett in einem Zweierzimmer hochoben im Dachgiebel des Wirtschaftsgebäudes zu. Am nächsten Morgen käme Erich Sauer, der Schulleiter, von einer Schottlandreise zurück. Der würde endgültig über meine Zukunft entscheiden.

Am anderen Vormittag waren die Bibelschüler zum Arbeitsdienst

eingeteilt. Auf einem Feld, das der Bibelschule gehörte, sollten Kartoffeln gelesen werden. Da werden sie dich ja wohl mitmachen lassen, dachte ich. Also schlüpfte ich in mein Arbeitszeug und schloß mich den anderen an.

Wir marschierten den Berg hinauf, aber auf halbem Weg hatte Walter Kretschmar, der später als Missionar in Afrika arbeitete und dort bei einem Autounfall ums Leben kam, einen besseren Einfall: „Wißt ihr was? Wir holen Onkel Erich vom Bahnhof ab.“ So vertraut sprachen die Bibelschüler vom Leiter der Schule. Offensichtlich besaß er ihr ganzes Vertrauen. So trotteten wir den Hang wieder hinunter und nahmen Kurs auf den Bahnhof.

Auf halbem Weg kam uns die „Eskorte“ bereits entgegen: Hausvater Noß mit dem Gepäckwagen, Erich Sauer mit Frau und Tochter. Er begrüßte jeden Schüler einzeln, zuerst die, die ihm vom Vorjahr her bereits bekannt waren, dann die Neuen. Sie nannten ihren Namen und stellten sich vor.

Als ich an die Reihe kam und er den kleinen Dicken sah, beugte er sich, kurzsichtig, wie er war, etwas vor, um mich näher anschauen zu können. Und ehe ich etwas herausbringen konnte, sagte er: „Sie sind Anton Schulte. Ich kenne Ihre ganze Geschichte. Ihr Bild sah ich in Schottland auf dem Wohnzimmerschrank von Bruder Irvine in Kilmarnock. Sie können bleiben.“ Damit waren die Weichen gestellt. Nicht nur für die kommenden zwei Jahre, sondern für meine gesamte theologische, gemeindliche und evangelistische Ausrichtung. In späteren Jahren hat mich mancher Pfarrer und Prediger darauf angesprochen, daß sie die großen heilsgeschichtlichen Linien dieses weit über Deutschland hinaus bekannten Lehrers in meiner Verkündigung wiedergefunden hätten.

Das Doppelzimmer im Giebel des Hauses, das „Prophetenstübchen“, bewohnten nun Christoph Volke, der aus dem Erzgebirge stammte, und ich. Das Zusammenleben mit ihm führte zu einer Bruderschaft, die sich als wichtiger Lernprozeß für mich erwies. Wer im Winter die Kohlen raufzutragen hatte, war zwischen uns nie eine Frage, aber ob man zuerst evangelisieren oder zuerst die Gemeinde aufbauen muß, das blieb zwischen uns ein beständiges Gesprächsthema.

Christoph machte mir die Gemeinde lieb, ich ihm die Evangelisation. Eine solche Ergänzung ist ein Geschenk Gottes. Als er zum zweiten Bibelschuljahr keine Ausreise aus der DDR erhielt, war das für mich ein schmerzlicher Verlust. Doch später übersiedelte er mit seiner Familie in den Westen und übernahm die Hausvaterstelle in Wiedenest.

Ernst Schrupp war damals gerade als junger Lehrer nach Wiedeneck gekommen. Er hatte erst nach dem Krieg sein Theologiestudium beendet, und mich beeindruckte vor allem seine Gemeindelehre. Durch seine Hilfe habe ich Grundsätze des Neuen Testaments erkannt, die meine Stellung zur Gemeinde, aber auch das Verhältnis zwischen evangelistischer Arbeit und Ortsgemeinde wesentlich bestimmt haben.

So sehr ich von der Notwendigkeit einer soliden Ausbildung überzeugt war, so schwer fiel sie mir auch. Immerhin hatte ich zehn Jahre lang keine Schulbank mehr gedrückt, und als Mann mit einer Neigung zum Praktischen fiel mir die Beschäftigung mit der Theorie nie leicht. Das Wichtigste, was ich zu lernen hatte, war die Erkenntnis, wie wenig ich tatsächlich wußte.

Erich Sauer konnte bei einer schwierigen theologischen Frage meist mehrere mögliche Antworten anführen, ohne damit bereits ein Urteil zu verbinden. Wenn wir seine eigene Meinung wissen wollten, mußten wir ihn schon danach fragen, und erhielten dann meist die für ihn typische Antwort: „Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit wird es sich so und so verhalten.“

Erich Sauer besaß die Größe zuzugeben, daß er nicht alles wußte. Aber er hat uns auch klargemacht, daß Wissen allein nicht alles ist. „Ihr mögt noch so kluge Gedanken in euren Köpfen bewegen“, konnte er sagen, „sie werden trotzdem niemandem bekannt werden oder gar helfen, wenn ihr sie nicht in Worte kleiden könnt. Die Sprache ist das Mittel zur Verständigung, das Instrument der Offenbarung. Also übt euch darin.“

In Lehrfragen war ich naturgemäß stark von meiner eigenen Erfahrung her geprägt; nur machte ich den Fehler, das, was ich erlebt hatte, als absolut und allgemeingültig zu betrachten. Für Menschen, die eine plötzliche, radikale Bekehrung erlebt haben, ist das typisch; sie erliegen leicht der Gefahr, das eigene Erlebnis auch für alle anderen zur Norm zu erheben.

Erich Sauer hat das bei mir bald erkannt. An einem Morgen wandte er sich, mitten im Unterricht, plötzlich an alle Schüler: „Ich möchte, daß jetzt einmal alle die von euch aufstehen, die Zeit und Stunde ihrer Bekehrung nicht genau angeben können.“

Das schlug bei mir wie eine Bombe ein. Entsetzt sah ich mich um und dachte: „So etwas von Unglauben wird es doch wohl unter uns Bibelschülern nicht geben?“ Aber dann fielen mir die Augen fast aus dem Kopf; denn ich sah, daß sich über die Hälfte der Schüler erhob. Darunter waren Leute, zu denen ich im Blick auf ihr Christsein aufschaute. Es verschlug mir einfach die Sprache, und ich war

nicht in der Lage, auf Anhieb ganz zu erfassen, was Erich Sauer dazu sagte.

Sobald es klingelte, schoß ich auf den ersten zu und fragte: „Willst du wirklich behaupten, daß du nicht weißt, an welchem Tag und in welcher Stunde du dich zu Jesus Christus bekehrt hast?“ Aber er konnte es wirklich nicht sagen. Wie vielen jungen Leuten aus christlichen Elternhäusern war ihm das Evangelium schon seit früher Jugend vertraut. Er hatte sich bereits als Kind bewußt Jesus Christus zugewandt, aber einen genauen Zeitpunkt dafür konnte er später nicht mehr angeben. Als er älter wurde und sich ihm immer neue Lebensbereiche erschlossen, hatte er seine Entscheidung für Christus durch eine neue Hinwendung festgemacht und bestätigt. Aber Tag und Stunde seiner Bekehrung konnte er nicht nennen.

Da saß ich nun mit meinem Latein. Er war ein Christ, mit dem ich mich nicht messen konnte, und war auf ganz andere Weise zum Glauben gekommen als ich. Ich begann zu begreifen, wieviel ich noch zu lernen hatte, und welche wichtige Rolle dabei eine gute Ausbildung spielt.

Es kam ja auch nicht darauf an, wo ich geboren worden war, sondern daß ich lebte, daß es mich überhaupt gab. Und gleiches galt für den Bereich des geistlichen Lebens. Auch da gab es keine Zweifel: jeder meiner Mitschüler hatte die Sache mit Gott einmal bewußt festgemacht. Dieses Festmachen im Glaubensbekenntnis, in der Taufe, in der Zugehörigkeit zur Gemeinde wurde mir immer wichtiger.

Meine Schwierigkeiten beim Studium bestanden nicht nur darin, daß ich kein Sitzfleisch hatte. Ich wollte nicht nur hören und lernen, ich wollte auch von Jesus reden und anderen mitteilen, was er mir bedeutete. Zwar verirrte sich ab und zu — in Gestalt eines Landstreichers, der ein Abendessen und für die Nacht eine Bleibe suchte — ein „Bekehrungsobjekt“ in die Bibelschule. Aber das kam doch relativ selten vor.

Die Familien, die in der Nähe der Schule wohnten, waren mit dem Evangelium eher zuviel als zuwenig in Berührung gekommen. Sie waren entweder Christen oder nur schwer ansprechbar. Also setzte ich mich ab und zu auf's Fahrrad und fuhr in einen der Nachbarorte. Ich ging dort von Tür zu Tür, verteilte christliche Schriften und versuchte, mit den Menschen über Christus ins Gespräch zu kommen. Über der Eingangstür zu unserem Klassenzimmer hing ein Spruch, der mich immer wieder neu traf: „Es ist kein Preis zu teuer, es ist kein Weg zu schwer, um auszustreu'n dein Feuer ins weite Völkermeer.“

Ich lernte viel in jenen Monaten, und ich war dankbar dafür. Aber wenn ich an einem kalten Wintermorgen zwischen verschneiten Tannen die Anhöhe hinter der Bibelschule hinaufstieg, um allein mit Gott zu sprechen, dann wurde doch der Wunsch in mir wach, recht bald wieder irgendwo in einem Missionszelt oder auf einem Marktplatz zu stehen und mit den Menschen über Christus zu reden.

Finanziell besaß ich nach wie vor keinerlei Sicherheit. Da ich keine Gemeinde aufzuweisen hatte, die für meine Studiengebühren und den Unterhalt in der Bibelschule aufkam, erhielt ich ein volles Stipendium. Ich besaß noch ein paar Mark von der Zeltarbeit im vergangenen Sommer, und meine Schwester und ihr Mann halfen mir ab und zu aus, obwohl sie selbst nur wenig besaßen. Das alles reichte gerade, um Hefte und Schreibzeug zu kaufen.

Ich empfand das in jener Zeit zwar nicht als Mangel, aber manchmal wurde es doch zur Prüfung. Erst später begriff ich, daß auch dies eine Vorschule war; in kommenden Jahren sollte ich lernen, Gott in ganz anderem Umfang zu vertrauen, wenn es um die finanziellen Mittel zur Durchführung bestimmter Aufgaben in seinem Reich ging.

An einem Sonntag war ich mit einigen Bibelschülern über den Berg nach Eckenhagen hinübergewandert. Von Tür zu Tür luden wir zu einer Missionsveranstaltung am Nachmittag ein, bei der Friedrich Brinkert sprechen sollte. Es war keine rein evangelistische Veranstaltung; denn Brinkert, der viele Jahre als Missionar in Afrika gearbeitet hatte, sprach auch über die Notwendigkeit weltweiter Missionsarbeit und über die Verpflichtung der Christen, diese finanziell zu unterstützen. Als dann die Kollektenbeutel herumgereicht wurden, konnte ich nicht anders: ich steckte meine letzten 3,-DM hinein, und ich tat es mit Freuden. Aber als ich nach einigen Tagen entdeckte, daß ich nur noch wenige Blatt Schreibpapier besaß und daß mein letzter Bleistift, auch wenn ich ihn noch so vorsichtig anspitzte, so kurz wurde, daß ich ihn kaum noch halten konnte, da sahen die Dinge doch anders aus.

War es richtig gewesen, das letzte Geld für die Mission zu geben? Schließlich brauchte ich Papier und Bleistift ja nicht zum Vergnügen, sondern für meine Ausbildung. Einen anderen Menschen, das hatte ich mir fest vorgenommen, wollte ich nicht um Hilfe bitten. Für das Reich Gottes hätte ich Betteln gehen können, aber im Blick auf meine eigenen Bedürfnisse wollte ich Gott allein vertrauen und mit keinem Menschen darüber sprechen. Gott hat mich mit dieser Haltung nie im Stich gelassen. Manchmal erhielt ich, buchstäblich

im letzten Augenblick, von irgendwoher, wo ich es nie vermutet hätte, genau das, was ich brauchte.

Über Weihnachten und Neujahr fuhr ich nach Bottrop. Ich freute mich auf den Besuch bei meinen Verwandten und auf die Gemeinde in Sterkrade. Am Samstag sah meine Schwester meine Sachen durch. Sie wusch, flickte und bügelte, schließlich schüttelte sie den Kopf und meinte: „Dein Glaubensstandpunkt ist ja schön und gut. Aber schau dir mal die Jacke an, oder besser gesagt, das, was noch davon vorhanden ist. Du brauchst einen neuen Anzug, und ein Mantel fehlt dir auch.“

„Ich weiß das wohl, Anni“, erwiderte ich. „Aber ich denke, Gott weiß es auch.“

Am nächsten Tag besuchten wir vormittags den Gemeindegottesdienst, und da staunten wir nicht schlecht. In allen Räumen befanden sich Ballen von Kleidungsstücken; Mäntel, Jacken und Hosen waren zu großen Haufen aufgestapelt. Amerikanische Christen hatten eine Kleiderspende geschickt, und ich erhielt eine gute Jacke und einen dicken Wintermantel, beides von einer Qualität, die ich mir nie hätte leisten können.

Anfang Januar fuhr ich nach Wiedenest zurück. Doch da am Abend kein Anschluß von Köln nach Wiedenest mehr bestand, mußte ich am Bahnhof fünf Stunden auf den ersten Frühzug warten. Es war kalt und zugig, doch der Wartesaal, der mit einer bescheidenen Restauration verbunden war, hatte geöffnet. Ich trank gerade eine Tasse Kaffee, als ein junger Mann den Raum betrat, und da alle anderen Tische besetzt waren, fragte er mich, ob der Stuhl neben mir noch frei sei. Es war ein schwächlicher Junge, vielleicht 17 oder 18 Jahre alt. Man sah ihm an, daß er Zeiten hinter sich hatte, in denen Schmalhans Küchenmeister gewesen war. Am meisten aber fiel auf, daß er nur eine dünne Hose und ein Hemd anhatte. Es waren dies die Jahre der zweiten großen Menschenwanderung in Deutschland; rund 11 Millionen Flüchtlinge, die im Osten unseres Landes gelebt hatten, suchten nun im Westen eine neue Heimat.

Ich sah mir den Burschen etwas genauer an und dachte: armer Kerl! Gerade wollte ich in meine Tasche greifen, um ein Traktat für ihn herauszusuchen, da schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Du elender Heuchler willst diesem Jungen ein Traktat geben, in dem von der Liebe Gottes die Rede ist. Dabei zittert der Kerl vor Kälte, und du hast eine nagelneue Jacke in deiner Tasche.

Manchmal weiß man sehr genau, wann Gott zu einem redet. Aber diesmal war ich bereit, mich zu verteidigen: Das kannst du

mir nicht antun, Herr, argumentierte ich. Diese Jacke gehört mir, und nicht nur das, sie stellt eine ganz konkrete Gebetserhörung dar. Ich habe dir vertraut, und daraufhin hast du mir diese Jacke gegeben. Sie ist ein Beweis deiner Güte, und den kann ich doch nicht einfach verschenken.

Darauf antwortete die andere Stimme in mir: Dann laß auch dein Traktat stecken.

Ich muß gestehen, daß ich einige Stunden mit mir gekämpft habe. War es die Jacke selbst, war es die damit verbundene Glaubenserfahrung — ich war nicht bereit, damit einem frierenden jungen Mann zu helfen. Erst kurz vor Abfahrt des Zuges brach mein Widerstand zusammen. Unmutig und ärgerlich öffnete ich meine Tasche, nahm die Jacke heraus, knallte sie vor meinem Nachbarn auf den Tisch und sagte: „Da hast du die Jacke.“

Er schaute mich überrascht an und stotterte: „Aber ich kann sie doch gar nicht bezahlen.“

Nur zögernd nahm er sie in die Hand und zog sie an. Er war kaum fähig, sich zu bedanken, aber jetzt konnte ich mit ihm über Christus und die Liebe Gottes sprechen. So kehrte ich ohne die neue Jacke in die Bibelschule zurück, aber nun reute mich ihr Verlust nicht mehr. Ich war froh darüber, daß Gottes Liebe größer ist als ein Kleidungsstück.

In Wiedenest kam ich gerade noch zum Frühstück zurück. Als ich die Straße überquerte, rief mir der Hausvater Noß aus seinem Bürofenster im ersten Stock zu: „Anton, komm schnell mal rauf!“ Was mochte er wollen? Ich war zwar etwas spät dran, aber ich kam immer noch früh genug zum Unterricht.

Als ich sein Büro betrat, wandte er sich einem Gestell zu, an dem verschiedene Kleidungsstücke hingen. „Wir haben ein Kleiderpaket aus Amerika erhalten“, erklärte er dabei. „Die andern haben alle schon gestern etwas bekommen. Aber hier ist ein Anzug, der keinem paßte. Probier den mal!“ — Er saß wie angegossen. Ich denke, ein Maßschneider hätte ihn für mich kaum besser anfertigen können. Ich aber lernte eine neue Lektion: Gott hatte von mir eine Jacke zurückgefordert, doch nun gab er mir dafür einen ganzen Anzug.

Als Zeltmeister bei „Jugend für Christus“

Ich bleibe Bibelschüler mit „Nebenaufträgen“

Es war wohl im März jenes Jahres, als in Wiedenest die erste „Jugend für Christus“-Konferenz in Deutschland stattfand. Unter den ausländischen Rednern befand sich der englische Rechtsanwalt Eric Hutchings, und ihn zu übersetzen war meine Aufgabe. Hans-Rudolf Wever, der Leiter des deutschen Zweiges der internationalen Jugendmissions-Organisation, erzählte mir, daß die Amerikaner eine Zelthaut für ein großes Missionszelt schicken wollten. Auch einige Evangelisten sollten aus Amerika herüberkommen. Das Problem bestehe darin, daß die Masten, das Gesamtgerüst und die Bänke in Deutschland beschafft werden müßten; außerdem brauche er einen Zeltmeister und Übersetzer.

In den nächsten Tagen hatte ich zusammen mit zwei anderen Bibelschülern im Gebäudetrakt der Schule einige Zimmer neu anzu streichen und zu tapezieren. Diesmal gab ich mir keine Mühe, diese Arbeiten allzu schnell fertigzustellen. Es war nämlich draußen noch sehr kalt, und hier stand mir frühmorgens jeweils ein Zimmer zur Verfügung, in dem ich ungestört mit Gott über die Sache mit dem Zelt und den dafür gesuchten Zeltmeister reden konnte. Meine Gedanken kreisten immer intensiver um das Betätigungsfeld, das sich hier möglicherweise auftat.

Die Aufgabe des Zeltmeisters zu übernehmen, traute ich mir ohne weiteres zu. Im vergangenen Sommer hatte ich als Zeltdiakon genügend Erfahrungen sammeln können, um mit dieser Herausforderung fertig zu werden. Und auf die Übersetzungstätigkeit freute ich mich richtig; mein Einsatz als Dolmetscher während der Konferenz hatte erneut bestätigt, daß ich dieser Aufgabe gewachsen war. Aber woher sollten die drei großen Masten, die vielen Gerüststangen und erst die Bänke kommen?

Ich besuchte den Evangelisten Werner Heukelbach, der seine Schriftenmission ebenfalls von Wiedenest aus betrieb. Von ihm erhielt ich immer die Anzahl an Traktaten, die ich brauchte. Einmal schrieb ich auch selber eins, das er dann in einer seiner Serien herausbrachte.

Als ich ihm jetzt mein Problem vortrug, schlug er vor: „Wir wollen erst einmal zusammen beten.“ Anschließend meinte er: „Ich kenne ein paar Bauern, die etwas abseits wohnen und größere Wäl-

der besitzen. Frag die doch mal, ob sie nicht das Holz zur Verfügung stellen können. Und hier unten im Ort ist eine Schreinerei, deren Besitzer ebenfalls Christ ist.’’

Damit war ich entlassen. Ich ging den Weg zur Straße zurück und fragte mich, ob der Rat, den ich erhalten hätte, wohl die Antwort auf unser Gebet war. Auf der Straße begegnete mir Walter Pfeifer, der später ebenfalls Evangelist wurde. Ich wußte, daß er zu den Bauern, von denen Werner Heukelbach gesprochen hatte, Verbindung hatte, und sprach ihn darauf an: ‚Ich würde gern mal am Sonntag zu euch in die Versammlung kommen.‘ Er versprach, das mit den Brüdern zu regeln.

Am darauffolgenden Sonntagnachmittag sprach ich dann in der Stubenversammlung auf dem Bauernhof von Wilhelm Vetter. Anschließend bat ich die Brüder zu einem Gespräch. Als ich meine Sache vorgetragen hatte, erklärten sich Wilhelm Vetter und Wilhelm Hornbruch, ein Bauer aus dem benachbarten Drieberhausen, sofort bereit, jeweils die Hälfte des benötigten Holzes zu liefern. Eine Schwierigkeit sahen sie allerdings; die Bäume mußten erst noch gefällt werden. Doch da war ich am Zug. ‚Das ist kein Problem‘, erklärte ich zuversichtlich. ‚Ich habe in Amerika hinreichend gelernt, wie man Bäume fällt. Ich bin sicher, daß einige Bibelschüler dabei helfen werden.‘ Und genauso kam es.

Wilfried Zibell übernahm bei unserem neuen Zelt die Aufgabe des Zeltdiakons. Später studierte er am Moody-Bibelinstitut in Chicago und arbeitete als Wycliff-Bibelübersetzer in Alaska, wo er bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam. Wilfried war ein zurückhaltender, aber treuer Mann. Er mobilisierte die Bibelschüler, die wir zum Holzschlagen benötigten. Dazwischen wurde ich zu einer ‚Jugend für Christus‘-Konferenz nach Belfast in Nordirland geschickt, um den Leiter des deutschen Zweiges zu vertreten.

Das Holz war natürlich noch naß und konnte so nicht verwendet werden. Aber der Sägewerksbesitzer Ley in Derschlag fand sich bereit, die Stämme umzutauschen, und die Schreinerei Werkshagen in Wiedenest übernahm es, daraus die nötigen Holzverstrebungen und Bänke anzufertigen. Auf diese reine Lohnarbeit räumte sie uns einen großzügigen Kredit ein, um uns die Bezahlung der Rechnung aus den bei den Zeltarbeiten zu erwartenden Kollekten zu ermöglichen. Dieser Verpflichtung konnten wir im Lauf des Sommers auch tatsächlich nachkommen.

Die Sache gelang, weil jeder zugriff und mit dem Herzen dabei war. Ich hatte wieder einiges gelernt: Gott zeigt uns den Weg, den wir zu gehen haben, nicht immer auf einen Blick. Manchmal kom-

men wir uns in seinem Dienst wie Leute vor, die nachts mit einer Taschenlampe auf einem dunklen Steig unterwegs sind. Man kann nur so weit sehen, wie es nötig ist, um den nächsten Schritt zu tun.

Der erste Einsatz des neuen Zeltes erfolgte in Mannheim. Wir bauten es auf dem Grundstück auf, auf dem früher die Trinitatiskirche gestanden hatte und heute wieder steht. Damals befand sich am Rand des sauber aufgeräumten großen Platzes lediglich eine CVJM-Baracke. Der Platz eignete sich gut für unsere Zwecke, aber wir mußten uns buchstäblich jedes Stück Werkzeug leihen. Da die Bänke nicht rechtzeitig fertig geworden waren, liehen wir uns alte Kirchenbänke aus, die irgendwo in einem Gemeindesaal aufgestapelt waren. Ein junger Elektriker brachte im Zelt eine große Lampe an und sorgte für den fachgerechten elektrischen Anschluß. Vorn errichteten wir aus Brettern eine Art Erhöhung, die man bei gutem Willen als Bühne bezeichnen konnte. Von der nahegelegenen Kirchengemeinde liehen wir uns das Klavier, und der amerikanische Evangelist Reinhold Barth brachte in seinem amerikanischen Straßenkreuzer zum Glück auch eine Lautsprecheranlage mit.

Auf der Konferenz in Belfast war es mir gelungen, ausländische Gruppen dafür zu gewinnen, für die einzelnen Zeltarbeiten in diesem Sommer die Herstellung der Werbetrucksachen zu übernehmen. Die Einladungszettel für die Zeltarbeit in Mannheim kamen aus England. Sie enthielten so manchen Druckfehler, aber wichtiger war in diesem Fall, daß sie uns nichts kosteten.

Tagsüber fuhren wir nach bewährtem System mit unserem Pkw durch die Straßen und luden die Menschen über Lautsprecher zu den Veranstaltungen ein. Am Nachmittag hielten wir Kinderstunde, am Abend übersetzte ich die Ansprache von „Reini“ Barth und leitete anschließend die Nachversammlung für suchende Menschen.

Es wurde ein anstrengender Sommer. Hinzu kam, daß wir ein regelrechtes Zigeunerleben führten; mal schliefen wir im Zelt, mal in einer Baracke, hin und wieder in einem Privatquartier. Zum Essen wurden wir jeweils von Familie zu Familie weitergereicht. Aber wir schafften unseren Einsatzplan: Mannheim, Söllingen, Karlsruhe-Durlach, Rastatt, Baden-Baden und schließlich Solingen.

Wilfried Zibell erledigte auf seiner Schreibmaschine alles, was mit Büroarbeit und Schriftverkehr zu tun hatte. Ich verhandelte mit den Behörden über die Genehmigung zur Platzbenutzung, zur Durchführung der Lautsprecherwerbung und über die nötigen Stromanschlüsse, war ständig auf der Suche nach den billigsten Transportunternehmen und Elektrofirmer. Dabei wußten wir bei

Beginn einer Arbeit nicht, wovon wir den Transport des Zeltens in die nächste Stadt bezahlen sollten.

Wilfried führte die Kasse, und ich fürchte, er hat mehr Zeit zum Erstellen gewagter Hochrechnungen und Kalkulationen als zum Geldzählen gebraucht. Aber als der Sommer zu Ende ging, waren alle Rechnungen bezahlt. Wir als Zeltmannschaft erhielten keinen Lohn; nur als meine Schuhe verschlissen waren, kaufte ich mir auf Zeltkosten ein Paar neue. Den Evangelisten fiel das vermutlich gar nicht auf, weil sie meist von Einsatzort zu Einsatzort wechselten.

Aber bei der letzten Zeltarbeit des Sommers in Oberhausen-Sterkrade fragte der für diese Arbeit zuständige Evangelist dann doch nach unserem Einkommen. Als er erfuhr, wie die Dinge lagen, hielt er eine Kollektenrede, wie sie nur einem Amerikaner möglich ist. Die Summe, die daraufhin zusammenkam, übergab er uns als Vergütung für die Arbeit eines Sommers.

Vor dem Abschluß der Saison in Sterkrade hatten wir unser Zelt in Solingen aufgeschlagen. Auf dem Transport von Baden-Baden nach Westdeutschland hielt uns ein Motorschaden mehrere Stunden auf der Autobahn fest. Das sind die kleinen Freuden, die man gratis dazugeliefert bekommt, wenn man jeweils die billigste Spedition auswählt. Mit entsprechender Verspätung kamen wir in Solingen an. Es war gerade noch hell genug, um den Platz auszumessen und die wichtigsten Zeltplöcke einzuschlagen. Als wir soweit waren, ging im nahegelegenen Gemeindehaus die Bibelstunde zu Ende, und die Männer kamen, um uns beim Abladen zu helfen.

Ich ließ gerade meine ganze Kraft an einem Zeltpflock aus, als mich ein Mann mit unverkennbar militärischem Klang in der Stimme ansprach: „Haben Sie schon ein Quartier?“

Ich habe ihn vermutlich nicht gerade geistreich angeschaut, denn gewöhnlich hatten wir uns um diese Dinge selbst kümmern müssen. In Solingen aber trafen wir auf eine andere Situation. Hier wurde die Zeltarbeit von vielen Christen aus verschiedenen Gemeinden unterstützt, und sie halfen uns auf vielerlei Weise. So kam ich zum erstenmal zu Familie Linder.

Ich erhielt etwas zu essen, bekam ein Zimmerchen zugewiesen und fiel wie ein Toter in den Schlaf. Am nächsten Morgen wurde ich erst um 9.30 Uhr wach. Der Schreck fuhr mir in alle Glieder, denn bis zum Abend mußte das Zelt stehen. Ich konnte ja nicht wissen, wie viele Helfer uns hier zur Seite stehen würden, so daß schließlich alles spielend klappte. Die Familie Lindner aber sollte für meinen weiteren Weg große Bedeutung bekommen.

Als das Zelt im Herbst wintersicher verstaut war, wollte ich mein zweites Bibelschuljahr in Wiedenest beginnen. Aber aus verschiedenen Gründen hatte man den Beginn des Semesters auf Januar verschoben. Damit hatte ich nicht rechnen können. Was sollte ich in der Zwischenzeit tun? Für kurze Zeit versuchte ich mich als Kolporteur: Ich ging von Haus zu Haus, bot christliche Bücher zum Verkauf an und versuchte, mit den Bewohnern über den Glauben zu sprechen. Doch ich merkte bald, daß ich hier nicht auf dem richtigen Weg war. Es war lediglich der Versuch, in eigener Regie etwas zu unternehmen.

Überhaupt empfand ich nach der Anstrengung des Sommers eine innere Leere. Ich brauchte die Stille so sehr, daß ich sie nicht finden konnte. Es hatte schon damit begonnen, daß ich bei der letzten Zeltarbeit als Übersetzer ausfiel, weil ich erkältet und heiser war. Kein Medikament half; meine Sprache blieb weg. Ich konnte damals nicht verstehen, warum mir das passieren mußte, aber Gott wußte es wohl sehr genau. Es wurde höchste Zeit, daß ich den Mund hielt.

Ich hatte vieles gelernt in jenem Sommer: Ich hatte anderen abgeschaut, wie man evangelisiert, wie man Menschen auffordert, sich für Christus zu entscheiden, wie man seelsorgerliche Gespräche führt und — wie man eine Kollektenrede hält. Ich hatte verlernt oder zumindest versäumt, mit gleicher Intensität die Gemeinschaft mit Gott zu suchen. So war ich in eine hektische Betriebsamkeit hineingeraten und, im Eifer für Gott, ausgebrannt und in vielen Dingen nicht mehr unmittelbar von ihm bestimmt.

Zu einem abschließenden Gespräch über die Sommerarbeit mit dem „Jugend für Christus“-Zelt fuhr ich zum Geschäftsführer nach Wuppertal. Zum Abschied schenkte er mir ein Buch von Roy Hession: „The Calvary Road“. Auf der Rückfahrt, im Personenzug von Vohwinkel nach Düsseldorf, hatte ich ein Abteil für mich und las das Vorwort. Es traf mich wie ein Keulenschlag. Ich kam mir vor wie David, zu dem Nathan sagt: „Du bist der Mann!“ In jenem Eisenbahnabteil bin ich niedergekniet und habe Gott mein Leben neu zur Verfügung gestellt. Ich hatte erkannt, was mir fehlte, und ich begriff es mehr und mehr, je länger ich in den folgenden Tagen in diesem Büchlein las. Dabei enthielt es im Grunde lediglich eine Sammlung von Zeitschriftenartikeln über eine Erweckung in Afrika.

Es drängte mich, dieses Buch zu übersetzen. Und ich hatte ja nun auch Zeit dazu. Das zwang mich, mich mit jedem einzelnen Satz intensiv zu beschäftigen. Und immer wieder machte Gott mir dabei

meine eigene Sünde und Schuld deutlich. Gewiß, ich glaubte an Jesus Christus, und er hatte mir alle bewußte Sünde vergeben. Aber es gab so viele Dinge in meinem Leben, die ich bisher gar nicht als Sünde erkannt hatte. Manches hatte ich auch gar nicht erkennen wollen und deshalb mehr und mehr verdrängt.

Dabei ging es eigentlich gar nicht so sehr um falsches Verhalten; das hätte ich vermutlich leichter erkannt. Aber jetzt machte Gott mich auf falsche Motive aufmerksam. Er zeigte mir, warum ich so oft erregt, ärgerlich und nachtragend war. Ich begriff, daß Sünde keineswegs mit einer Tat beginnen muß, sondern daß sie aus einer Haltung entspringt, die sozusagen die Wurzel der Sünde darstellt.

All diese Entdeckungen und Erkenntnisse lösten bei mir eine tiefe Krise aus. Ich kam mit meiner Übersetzung von Seite zu Seite langsamer vorwärts und mußte schließlich, kurz vor dem Abschluß, ganz aufhören. Nicht nur, weil ich mit einer starken Erkältung im Bett lag, sondern vor allem darum, weil ich erkannte, daß in mir überhaupt nichts Gutes war. Römer 7 wurde nun zu meinem eigenen Bekenntnis: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“

Aber dieser Satz stammte ja nicht von irgendwem; denn kein Geringerer als der berühmte Paulus hatte ihn geschrieben, und zwar von sich selbst, aufgrund eigener Erfahrung. War der etwa kein überzeugter Christ? Gab es in der Kirchengeschichte einen bedeutenderen Missionar und Theologen als ihn? Wenn ein solcher Mann mit diesem Problem zu tun hatte, wieviel mehr dann ich! Aber Paulus hatte nicht nur Römer 7, sondern auch das folgende Kapitel, Römer 8, geschrieben: „So ist nun nichts Verdammungswürdiges mehr an denen, die in Christus Jesus sind.“

Mein Gewissen verurteilte mich, und ich hatte nichts zu beschönigen. Alles, was hier an Sündhaftigkeit des Anton Schulte offenbar wurde, ganz egal, ob es sich auf Handlungen, Äußerungen oder Motive bezog, stimmte. In jenen Tagen des Krankseins redete Gott zu mir. Aber nicht nur von Sünde und Schuld, sondern auch von Vergebung und Erneuerung. Und gerade das führte zu meinem Zerbruch. Wie ich es in der Beichtform der katholischen Kirche gelernt hatte, durchforschte ich noch einmal gründlich mein ganzes Leben, auch meine evangelistische Arbeit.

Die Folge dieser neuen Erkenntnis und Erfahrung war, daß mir viele Leute einfielen, bei denen ich mich zu entschuldigen hatte. Es galt, Dinge zu bereinigen, klarzustellen und zu korrigieren. Manches erkannte ich sofort, anderes erst viel später. Ich begann zu begreifen, wie schwach ich vor Gott bin, und daß es gerade die Schwa-

chen sind, denen er verspricht, daß seine Stärke in ihrem Leben wirksam werden soll.

An dem Abend, an dem ich Gott unter diesem Gesichtspunkt mein Leben neu weihte, wich auch die Krankheit. Ich stand auf, schlief die Nacht hindurch ungestört und war am nächsten Morgen zwar noch wackelig auf den Beinen, aber gesund. Als meine Mutter am nächsten Tag den kranken Sohn besuchen wollte, war ich bereits ausgeflogen. An jenem Morgen hatte ich die Einladung erhalten, in dem kleinen Westerwald-Dörfchen Wölmersen eine Evangelisation durchzuführen.

Zunächst aber fuhr ich nach Solingen, und am nächsten Sonntagnachmittag stand ich dort auf der Kanzel. Dabei merkte ich, daß sich in meiner Predigt etwas Entscheidendes verändert hatte. Ich sprach jetzt nicht mehr nur davon, daß Jesus am Kreuz die Sünde der ganzen Welt getragen hat. Ich konnte hinzufügen, daß er auch für mein Ich gestorben war, für meine Selbstsucht, meinen Neid, meine Mißgunst und meine Empfindlichkeit.

Noch während dieser Versammlung verließen zwei verantwortliche Männer der Gemeinde den Saal, um in einem Nebenraum miteinander zu reden und einen jahrelangen Streit beizulegen. In der Sache hatten sie wohl beide Recht gehabt, aber jeder hatte sie immer nur von seiner Seite gesehen und auf der Richtigkeit seiner Ansicht bestanden. Jetzt sahen sie einander im Licht Christi. Und ich hatte wieder etwas Wichtiges gelernt: Wollen ist noch kein Können, Fleiß noch keine Demut, und menschlicher Eifer noch längst keine Garantie für das Wirken des Heiligen Geistes.

Wieder wohnte ich bei Familie Linder. Vater Linder hatte auf der Rückreise von einem Schwarzwaldurlaub einen Umweg über den Westerwald gemacht, um dort nach langer Zeit wieder einmal alte Bekannte zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit erzählte er von unserer Zeltmission in Solingen und von dem kleinen, ulkigen Zeltdiakon Anton Schulte. Am meisten hatte ihn wohl beeindruckt, daß ich damals bei meiner Vorstellung erwähnte, daß ich früher Müller gewesen sei und im Blick auf meinen kompakten Körperbau erläuternd hinzugefügt hatte: „Ich sehe ja auch heute noch wie ein Mehlsack aus.“

„Den und die ganze Zeltmannschaft müßt ihr einmal einladen“, schlug Erich Linder seinen Westerwälder Freunden vor. Und die hielten sich prompt an seinen Rat. Die schriftliche Einladung dazu erreichte mich auf dem Umweg über die Geschäftsstelle. Aber von den jungen Leuten, die im Sommer die Zeltmannschaft gebildet hatten, war kein einziger in der Lage, mich nach Wölmersen zu be-

gleiten. Aus den unterschiedlichsten Gründen waren alle verhindert.

So stapfte ich nun allein, ein junger Mann von 25 Jahren, die verschneite Straße hinunter, die von der Bundesstraße 8 in das Westerwald-Dorf Wölmersen führt. Über die Einladung zu dieser ersten selbständigen Evangelisation hatte ich mich natürlich besonders gefreut. Bisher hatte ich ja nur in irgendeiner Form mitgeholfen: als Zeltdiakon, als Übersetzer oder in der Kinderstunde.

Nun marschierte ich also meinem ersten selbständigen evangelistischen Abenteuer entgegen. In einer Hand trug ich meinen Koffer, in der anderen schleppte ich eine schwere Tasche mit Büchern, die ich bei dieser Gelegenheit verkaufen wollte.

Die Einladung war von einer Familie Kram ausgegangen. Der Vater, ein großer, stattlicher Landwirt, verfügte über den Reichtum von vier Töchtern. Neben seinem Beruf betreute er die kleine christliche Gemeinde. Das Versammlungshaus stand unmittelbar neben dem seinen. Es bestand aus zwei größeren Stuben, zwischen denen man die Trennwand entfernt hatte. In der Mitte stürzte ein Stützpfeiler aus Holz das Vertrauen der Besucher, daß ihnen die Decke nicht auf den Kopf fallen würde; daneben knackte und qualmte im Winter ein mit Sägemehl geheizter eiserner Ofen.

Zunächst herrschte bei meinen Gastgebern große Enttäuschung. Nach Erich Linders Ankündigung hatte man einen VW-Bus mit drei bis fünf Leuten erwartet, die nicht nur eine Predigt halten, sondern auch singen und musizieren konnten. Als ich das Haus betrat, lief Hermine, die Zweitjüngste, in den Stall und informierte dementsprechend ihre Schwester: „Ist nur einer gekommen, nur ein kleiner Dicker.“ Damals wußte sie nicht, daß sie damit die erste Beschreibung von ihrem zukünftigen Mann abgab; denn dieses Mädchen wurde zwei Jahre später meine Frau.

Der kleine dicke Evangelist, der noch kein richtiger war, es aber gewiß werden wollte, war schon einen Tag vor Beginn der Evangelisation angereist. An diesem Abend fand in der Gemeinde die wöchentliche Gebetsstunde statt. Für einen solchen Fall hatte ich bereits eine Ansprache vorbereitet, und Gott war gnädig. Der skeptisch-strenge Blick der älteren Westerwälder Brüder wurde zusehends milder, während ich mein Thema — „Jesus, das Lamm Gottes“ — entfaltete. Ich konnte nicht wissen, daß ich damit unmittelbar die Situation der Gemeinde traf.

In wochenlanger, mühsamer Arbeit hatte ich außerdem fünf evangelistische Vorträge ausgearbeitet: mit Bibeltexten, Thesen, Beispielen und einer praktischen Anwendung. Immerhin hatte ich

während der letzten Jahre die Literatur über die anglo-amerikanischen Erweckungsprediger förmlich verschlungen. Theoretisch wußte ich also Bescheid, nur mit der Praxis haperte es. Weil mir das klar war, ließ ich mich während der Evangelisation tagsüber kaum blicken. Immer wieder ging ich den für den Abend vorgesehenen Vortrag durch, verbrachte viel Zeit im Gespräch mit Gott und bat ihn um seine Hilfe.

Am Abend war der kleine Raum so voll, daß mir als Kanzel lediglich ein kleines Tischchen diente. Das hatte den Nachteil, daß die meisten Leute sehen konnten, wie mir die Knie zitterten. Mein späterer Schwiegervater meinte einmal, als ich nicht dabei war: „Ich hätte ihm ja gern geholfen, als er da so zitternd vor mir stand, aber es gibt Dinge, mit denen ein Mann allein fertig werden muß.“ — Im Grunde hat mich diese Spannung, das Bangen um das Gelingen des Abends, in den folgenden drei Jahrzehnten nie verlassen. Und Gott wird es wohl auch nicht mehr von mir nehmen.

Am Sonntag nachmittag wurde eine zusätzliche Veranstaltung angesetzt. Das hatte für mich zur Folge, daß ich für den Abend über keine ausgearbeitete Predigt mehr verfügte. So habe ich dann in der Schlußveranstaltung noch einmal mutig zusammengefaßt, was ich an den vorausgegangenen Abenden von mir gegeben hatte. Vielleicht haben es viele gar nicht gemerkt. In richtige Schwierigkeit geriet ich erst, als ich aufgefordert wurde, die Evangelisation um einige Tage zu verlängern; denn es hatten nicht nur mehrere Menschen zu Christus gefunden, sondern die Evangelisation war zum Dorfgespräch geworden.

Am letzten Abend saßen die Leute nicht nur im Flur und in der Küche, sondern sogar auf der Treppe, die in den ersten Stock führte. Trotzdem mußte ich, zwar traurig, aber bestimmt, ablehnen; denn ich hätte wirklich nicht gewußt, worüber ich hätte noch sprechen sollen.

Heute wohne ich in diesem Dorf. Die Gemeinde ist gewachsen, das alte Gemeindehaus durch einen Neubau ersetzt. Oberhalb des Dorfes steht am Waldrand das „Neues Leben“-Zentrum, aber das alles gehört nicht hierher. Es geht mir nur darum, deutlich zu machen, wie das alles begonnen hat: klein und bescheiden, aber an den Prinzipien Gottes orientiert. Formen und Größenordnungen der Evangelisation sind je nach den Umständen verschieden und zugleich einem zeitbedingten Wandel unterworfen, aber die Grundsätze nicht. Sie sind in all diesen Jahren die gleichen geblieben.

Weitere Bücher von Anton Schulte

Evangelisation praktisch

Antwort auf praktische Fragen des „Wie“ des Missionsbefehles
256 Seiten, Pb., Bestell-Nr. 1157

Der Mann, auf den die Welt wartet

Liegt unsere Zukunft in der Vergangenheit?
64 Seiten, Bestell-Nr. 725

Es gibt einen Weg zu Gott

88 Seiten, Bestell-Nr. 10

Lohnt es sich zu leben?

Ja. Wenn man mit Gott lebt
64 Seiten, Bestell-Nr. 700

Das habe ich mit Gott erlebt

Gottes Angebot für ein neues Leben gilt für jeden Menschen
64 Seiten, Bestell-Nr. 704

Gewißheit macht froh

Der Weg von Unsicherheit zu einem frohmachenden
Leben mit Jesus Christus
64 Seiten, Bestell-Nr. 708

Ein Stück Himmel auf Erden

Durch Jesus verändertes Leben zeigt sich deutlich
in Ehe und Familie
60 Seiten, Bestell-Nr. 207

Leben ist Freude

Erkenntnisse aus der Bergpredigt Jesu
108 Seiten, Bestell-Nr. 138

Unsere Gemeinde kann wachsen

96 Seiten, Bestell-Nr. 56619

BRENDOW VERLAG MOERS

"Volkstümlich, voller Charme und Originalität erzählt ein Mann seine Bekehrung zu Jesus Christus. Bei aller Klarheit in den geistlichen Aussagen spürt man immer das Lächeln eines fröhlichen Christen durch die Zeilen. Man muß sich einfach wohlfühlen im stillen Gespräch mit diesem Mann, der so ehrlich über seine Startschwierigkeiten als Christ und werdender Evangelist berichtet. Hier schreibt einer, der mit beiden Beinen auf der Erde bleibt und doch von Gott in eine große Weite geführt wird, so daß er zum Gründer und Leiter des bekannten Missionswerks NEUES LEBEN wird.

Anton Schulte führt sich nicht als bekannter Evangelist vor, sondern gibt einen überzeugend schlichten Bericht und erzählt geradezu waghalsig bescheiden über seinen Weg vom Müller zum Evangelisten" - schrieb Pfarrer Johannes Hansen über die Autobiographie von Anton Schulte, die jetzt in zweiter Auflage mit neuem Titel in gekürzter Form vorliegt.



ISBN 3-87067-298-6



BRENDOW VERLAG

EDITION C